Novellen-Kranz

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Tübinger

Novellen-Kranz

von

J. R.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

Druck von Eduard Hallberger.

Inhalt.

Seite

Nestroy, der schöne Kosakenobrist 1

Die verlorene Wette 46

Malchen Fedor 72

Der Auswanderer 114

Ich will Euch nicht Waisen lassen 150

Die Sylvesternacht 186

Nestroy,

der schöne Kosackenobrist.

Es war im Winter von 1813 bis 1814, als auch Tübingen den ungeheuren Heereszug vom Norden und Osten gegen den gemeinschaftlichen Feind im Westen auf seinen Straßen sich bewegen sah, und niegesehene Völker nahmen Quartier in seinen Mauern. Zwar die Oesterreicher von allen Waffengattungen waren längst bekannte Gäste und im ganzen Aeußeren so unverändert die Alten, daß man sich auch unter den Gesichtern nach Bekannten umsah.

Da blickte eine schmucke Jungfrau begierig aus dem Fenster und musterte jede schlanke Gestalt in Offiziersuniform; dort trat ein Wirth unter die Thüre, die fleißigsten seiner Gäste herauszufinden; hier war es die Köchin, die sich die Augen halb aus dem Kopf schaute, wenn auch nicht eben den Hauptmann herauszufinden, der bei der Herrschaft im Quartier gelegen, doch aber um so sehnlicher dessen Bedienten, der ihr bei Allem, was ihr theuer, versprochen, wiederzukommen. — Ach,

es war ja nur die gleiche Uniformirung dieser Regimenter und der früheren; ihre Besitzer waren Andere.

Sie rasteten und ruhten und bivouakirten außerhalb der Stadtmauern; sie zogen vorüber und machten Anderen Raum.

Dieß waren die russischen Horden, bei deren Ankunft ein wahrhaft neuer Theil der Naturgeschichte aufzugehen schien. Herrliche Regimenter funkelnder Kürassiere und schlanker Uhlanen; der Kosacken wunderbar gemischte Haufen, patriarchalische Urgroßväter, auf eben so alten lebenszähen Kleppern, und flaumbärtige Enkel nebeneinander auf rauhbehaarten Thieren, einziehend mit hellem Fistelgesang und im Durchmarsch, wie zum Scherz, die Bäckerläden mit den Lanzen erleichternd; die Popanze der Jugend und ihre Lieblinge zugleich; — nachlässig daherhumpelnde Kalmücken auf kurzen, runden Pferdchen, die, wo sie die Straße dahinflogen, mehr zu rollen als zu laufen schienen; Baschkirer, à la Robinson ausgestattet, mit Köcher und Bogen und in rauhe Felle gewickelt; Fußvolk aller Art, in unzähliger Menge und Abwechslung, und die dröhnenden Züge der Artillerie — das folgte viele Wochen lang in beständigem Wechsel und blieb manchmal auch eben so lange im Quartier.

Nicht zu verwundern, daß daher die Quartiergeber die verschiedenartigsten Persönlichkeiten und Charaktere kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Es war an einem Rasttage, da im Gasthof zum Ochsen der Kosackenhauptmann Platow verweilte. Welche Vorstellungen machten sich nicht die Leute von einer solchen Respektsperson! Die Russen waren Sieger und durch alle Regimenter schmucke Leute; ungeheuer war daher der Zulauf in der Stunde, auf welche der Abmarsch bestimmt war, denn Alles wollte den unter seinem Regiment so gefürchteten, gewaltigen Platow sehen.

Nach langem, vergeblichem Drücken und Drängen der Menge vor dem Gasthof und zeitweisem neckischen Zuruf: „Jetzt kommt er", daß Alles lange Hälse machte, um sich getäuscht zu sehen, fuhr endlich ein Reisewagen vor. Nicht lange darnach, so wurde auch die kleine, unförmliche Figur des gefürchteten Hauptmanns, wie ein Kind in Kissen und Betten gewickelt, in den Reisewagen geschoben.

Lachend über das Drollige verliefen sich die Zuschauer, um sich den anderen Mittag vor dem Gasthof zum Lamm aufzustellen, in welchem der Kosackenobrist Nestroy seinen längeren Aufenthalt nehmen wollte. „Den tragen sie gewiß in einem Pfetschenkissen, wie man kleine Kinder über die Taufe hebt", war die laut ausgesprochene Meinung, auf Anschauung des Hauptmanns von gestern gegründet.

Mit klindendem Spiel zog das Regiment durch die Straßen und stellte sich auf dem Marktplatze auf,

dort die Anweisung eines Obdaches in Empfang zu nehmen. Es war manche hübsche Gestalt darunter, welche die Augen fesselte, auch ein Hauptmann, ganz das Gegentheil von gestern; dennoch der Obrist, wenn er auch zu Pferd war, er mußte nach ihrer Meinung doch in ein Kissen gewickelt erscheinen, und aller Augen hefteten sich auf die Einfahrt des Gasthofes, unter welcher der Wirth mit der Dienerschaft fast eben so gespannt dem Gast entgegen harrte.

Endlich wurden die Pferde von den Bedienten herbeigebracht; der Obrist, hieß es, befinde sich noch auf dem Rathhause, um für seine Leute zu sorgen. Da nahten sich mehrere Offiziere dem Lamm; aber einer unter denselben, das zeigte die reiche Uniform, dieß war der spöttelnd erwartete Obrist Nestroy.

„Ah! ah!“ schallte es aus Aller Munde. Nach den niedrig gestellten Erwartungen mußte der schöne Mann um so mehr imponiren. Sein hoher Wuchs, sein, man konnte sagen königliches Ansehen, gab ihm etwas Gebietendes; der melancholischen Tiefe des ruhigen und sinnenden Auges wohnte eine bewußte Entschlossenheit und Kraft inne, die, obwohl etwas düster, doch ein stolzes Feuer sprühte; den fein geschnittenen Mund, so wie die Perlenreihen der Zähne deckte theilweise ein sorglich dressirter Schnurrbart, und das rabenschwarze Haar umzog eine Stirne, welche den auffallendsten Zug seiner ausnehmenden Schönheit bildete.

Auf ihr thronte sichtbar verkörpert: Muth, Hoheit, Milde!

Er hatte einige freundliche Worte mit dem ihn erwartenden Wirth gewechselt und war mit seinen Begleitern die Treppen hinauf geeilt, die verblüfft nachsehende Menge mit ihrer Täuschung hinter sich lassend.

Bald war der schöne Obrist das Tagesgespräch der Stadtbewohner, und jeden Tag ward das Lamm voller und besuchter von Neugierigen, die ihn zu sehen wünschten; aber auch sein herablassendes Benehmen gegen seine Untergebenen, bei aller Handhabung der Ordnung, eine offen an den Tag gelegte Gutmüthigkeit und Milde gewannen ihm Aller Herzen.

Wer sich die Zuneigung aber eben so zu gewinnen wußte, als der schöne Nestroy, das war einer seiner Bedienten, ein junger Bursche von höchstens zwanzig Jahren und zartem, fast schmächtigem Wuchs, milchweißem Teint, die Oberlippe mit einem kaum bemerkbaren Schnurrbart geziert, das lange Haar in schön geordneten Locken um das hübsche Gesicht flatternd, selbst seine Stimme war weich und zart; aber eine Ergebenheit fesselte ihn an die Schritte seines Herrn, die ihn alle Gefahren und Strapazen überwinden ließ.

„Du warst gewiß nicht mit, als ihr den Feind über die Eisfelder Rußlands jagtet", sprach einst ein anwesender Stammgast des Lamms zu ihm, als er eben

im Begriff war, die Knöpfe der reichen Uniform seines Herrn rein zu poliren.

„Aus was schließt ihr das, werther Herr?“ fragte Paulowitsch, so hieß der Bursche.

„Nun, ihr seid mir zu fein gebaut, als daß ihr solche Anblicke hättet ertragen können; ich weiß es vom Hörensagen, es muß schauerlich zugegangen sein, besonders an der Beresina, wo so viele Tausende das Leben verloren!“

„So, das wißt ihr vom Hörensagen? ich weiß es nicht vom Hörensagen, sondern von eigener Anschauung. Wir standen bei dem Heere Tschitschagoffs, an den Ufern der Beresina. Die feste Brücke über dieselbe war, da das Städtchen Borisow, welches hart an den Ufern der Beresina liegt, wenige Tage zuvor uns hatte entrissen werden müssen, durch Feuer völlig zerstört; nun wollten sie bei Studianka ihren Uebergang bewerkstelligen, die Kette unserer Vorposten, deren Wachtfeuer ihnen zeigen mußte, daß ein bedeutendes russisches Heer auf dieser Seite des Ufers aufgestellt sei, mochte ihnen nicht gar tröstlich erscheinen. Wir erfuhren durch ausgesandte Spione, daß seit dem Anbruch der Nacht die Ingenieure beschäftigt waren, zwei Brücken über den Strom zu schlagen, deren Vollendung sie vor Anbruch des Tages hofften, um noch in der Dunkelheit wenigstens mit so viel Truppen überzugehen, als nothwendig waren, um sich jenseits eine Bahn zu brechen.

Unser Volk, unsere Heere können sich nicht rühmen, den Sieg durch eigene Kraft allein errungen zu haben, die Elemente schienen unsere Verbündete, an ihrer wahrhaft erbitterten Tücke scheiterte die Hoffnung des Feindes auf das Grausamste, denn durch das Thauwetter der vorigen Tage angeschwollen, war der Fluß um mehrere Fuß gewachsen, so daß die Furth, durch welche die Infanterie im Nothfall ihren Weg hätte nehmen können, selbst für die Reiterei zu tief war. Nur eine Nacht tüchtige Winterkälte, und es wäre nichts für sie verloren gewesen, allein die Kälte reichte bloß soweit hin, starke Eisschollen zu bilden, die den Strom hinuntertrieben und Alles mit sich fortrissen.

Vergeblich hatten die Pionniere die ganze Nacht hindurch, oft bis an die Brust im Wasser und im Morast gearbeitet, vergeblich mit der Kälte, den scharf verwundenden Eisschollen, der Macht des Stromes gekämpft, die Gewalt der Schollen zertrümmerte Alles, was mit aufreibender Anstrengung aller Kräfte zu Stande gebracht war, und der Morgen war gekommen, ohne daß auch ein einziger der Brückenböcke fest stand.

In dieser Nacht hatte General Tschaplitz mit zehntausend Mann und dreißig Kanonen die Höhen, Studianka gegenüber, besetzt gehalten, aber auf Tschitschagoffs Befehl gegen Morgen nach Borisow aufbrechen müssen. Dort entwickelte sich ein heftiger Kampf, der

Kanonendonner brüllte weithin und hastiger wurde der Bau der Brücken betrieben, die den Feind an das rettende Ufer bringen sollten.

Borisow ward aufs Neue genommen und stand in hellen Flammen; gleich einer Todesfackel jagten sie in drängendem Ungestüm die Franzosen auf die endlich erbaute Brücke, denn unsere Heere rückten näher und näher auf den geängstigten Feind. Von drei Seiten zugleich wurden die Wagen heftig auf den engen Zugang der Brücke getrieben; sie fuhren gegeneinander an, daß die Räder und Achsen brachen, warfen um und stopften so die Bahn. Dieß verursachte ein grimmiges Toben und Schreien von allen Seiten her. Mit Wuth warfen sich die Nachfolgenden auf die, welche verunglückt waren, und ihnen so den Weg zur Rettung versperrten. Ohne Erbarmen rissen sie die Unglücklichen, welche auf den Wagen gesessen hatten, Verwundete, Frauen, Kinder, herab und zerschlugen die zerbrochenen Fahrzeuge, um sich Bahn zu brechen. Doch ehe sie damit zu Ende waren, drängten andere Wagen nach; die vorderen jagten daher in wilder Eile über die Trümmer der zerbrochenen Räder hin der Brücke zu, verfuhren sich ebenfalls ineinander, brachen die Achsen, und erneuerten so das Beispiel, das ihre Wuth erregt hatte. Pferde und Menschen stürzten übereinander, fürchterliches Geschrei und Toben erscholl. Die Cavallerie sprengte dazwischen und trieb mit Säbelhieben die

zurück, die sich in die Reihen drängten; doch während sie hier Ordnung zu erhalten suchten, ereignete sich auf der anderen Seite doppeltes Unheil durch die Verwirrung. Es war ein Anblick des Grausens. Verwundete geriethen unter die Räder der Wagen und erhoben ein herzzerschneidendes Geschrei.

Plötzlich ertönte ein dumpfes, donnerndes Krachen, und gleich darauf erfüllte ein durchdringender Weheruf die Lüfte; furchtbare Eisschollen und das Gedränge und die Last auf der Brücke hatte mehrere Joche zugleich zerbrochen. Wer sich von den Nachrückenden auf der Brücke selbst oder in den Tiefen des Ufers befand, bemerkte es nicht einmal und drängte rasend unaufhaltsam weiter, so daß die, welche am Abgrund standen, mit Macht in denselben hinuntergestürzt wurden. Vergebens klammerten sich die Unglücklichen an die Trümmer der Brücke, vergebens riefen sie mit herzzerreißendem Flehen das Erbarmen der Brüder an; es war ein grausenvolles, gewaltsames Morden, das selbst die Mitfühlenden begangen, indem sie die Gefährten in den schwarzen Schlund des Verderbens stürzten, um ihnen kaum nach Sekunden zu folgen. Angst, Verzweiflung und Wuth machte Kameraden gegen solche zu Tigern; mit gezücktem Säbel brachen sich die Kräftigeren rückwärts Bahn durch die nachrückenden Brüder. Die scheuen Pferde bäumten sich und stürzten sammt den Wagen in die Fluth.

Angstruf, Wehegeschrei, Gebrüll der Wuth mischte sich mit dem Tosen des schneidenden Nordwindes und dem Brüllen der Geschütze.

Tausende hatte schon die wilde Fluth verschlungen, und immer neue Opfer drängten sich nach, denn immer näher rückten die Klänge der Schlacht und der Donner der Kanonen.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Defiliren der geordneten Truppen über die unversehrte Brücke; allein auch ihre Reihen wurden durchbrochen von Wagen mit Schwerverwundeten, Jammerbildern von Frost, Hunger und Schmerzen; es war der Rest der Brigade des Generals Parthouneau, die Barklay de Tolly an diesem Tage aufgerieben oder gefangen genommen hatte.

Unsere Heere bedeckten mehr und mehr die Höhen der Uferränder und immer gefährlicher gestaltete sich unten die Lage des Feindes. In besinnungsloser Eile drängen sie Alle der Brücke zu und drohen so das alte Unheil zu erneuern.

Zerschmetterte Leichname, Trümmer von Wägen, gefallene Rosse, die sich in ihren letzten Zuckungen über die blutenden Körper der Menschen wälzten, bedeckten die Uferränder; zwischen den Eisschollen trieben die Unglücklichen dahin, ihre Arme ausgestreckt, Hilfe flehend gegen Himmel und Menschen. Beide waren taub gegen ihre Qualen, ihre Verzweiflung.

An den Ufern herrschte immer noch ein wahnsinniges, wildes Drängen, heulend oder fluchend irrten sie durcheinander, Andere saßen fast besinnungslos zu einem Knäul geballt auf dem schneebedeckten Boden. Gleich dem Donner des jüngsten Gerichts tönte jetzt die Schlacht in ihrer Nähe, Barklay de Tolly hatte eine Batterie auf dem nächsten Hügel auffahren lassen und Kugel um Kugel schlug in die dichtesten Haufen vor der Brücke, so daß sie entsetzt nach allen Seiten auseinander stoben.

In der ersten Sekunde hatte der Schrecken die Lebenden in starre Bildsäulen verwandelt; die nächste trieb sie unaufhaltsam mit heulender Wehklage der Brücke oder dem Strome zu, gleichviel, ob es auch hier zum Tode ging, wenn man nur diesen Verderben speienden Feuerschlünden entrinnen konnte. Man wußte kaum, ob das Schmerzgebrülle der Zerschmetterten, der Angstruf der Versinkenden, oder das Krachen der Kanonen das stärkere war." —

„Ja, ja, so war's", bestätigte eine Stimme hinter Paulowitsch, als dieser eben geendet hatte, um von innerer Selbstaufregung dieser schauerlichen Erinnerungen sich zu sammeln. Es war der Regimentsarzt, der, unbemerkt von Paulowitsch, eingetreten war und ihm schon lange zugehört hatte. „Du hast Alles getreulich wohl behalten, lieber Kleiner", fuhr er fort. „freilich, solche Erlebnisse prägen sich dem Gedächtnisse zum

Nievergessen ein, und bis an das Ende ihres Lebens werden diejenigen, die diesen Unglückstagen entronnen sind, davon zu erzählen wissen und viel davon erzählen; es gab freilich auch auf unserer Seite Verluste genug, denn sie kämpften in ihrer wilden Verzweiflung gleich den Löwen; wäre manches Stück zum Amputiren und Trepaniren dabei gewesen, das für die Jünglinge eurer Hochschule von Nutzen gewesen wäre. Aber, Paulowitsch, hast du nicht auch dem Herrn da deine Narbe gezeigt, die du so rühmlich aus der Schlacht geholt hast und dabei deinem Herrn das Leben gerettet?"

Der Gast sah staunend an dem Jünglinge hinauf, den man fast eher noch für ein Kind halten konnte, als daß man ihm zutraute, mitgekämpft zu haben in diesen Kämpfen.

„Komm, Paulowitsch", sprach der Doktor, indem er ihn bei der Hand nahm, um ihm den Aermel aufzustreifen und die Narbe des Säbelhiebes zu zeigen.

„Laßt's doch gut sein", erwiederte dieser, sich sträubend, „was ich that, geschah ja allerdings für meinen guten Herrn; für ihn lasse ich jede Minute mein Leben!"

„Nun, das glaub' ich, aber die Narbe liegt so schön über dem hübschen Arm; sträube dich doch nicht so, ich seh' ja heute weniger als damals, als ich dir die klaffende Wunde verbunden", setzte er lächelnd

hinzu, indem er Paulowitsch die erröthenden Wangen streichelte.

„Aha, ihr meint wohl das häßliche Muttermal an meinem Oberarm?"

„Ja, ja, das meine ich", sprach der Doktor lachend und zupfte ihm an dem zierlichen Bärtchen der Oberlippe, indem er noch hinzusetzte: „Ein kleiner Backenbart müßte dir doch auch gut stehen, mußt dir nicht immer die Wangen so glatt abschleifen!"

„Ihr seid heute in der rosenfarbensten Laune, Herr Doktor, habt wahrscheinlich recht gutes Quartier, und was ihr gerne seht", setzte er neckisch hinzu, „hübsche Gesichter?"

„Ja, ja, so hübsch wie das deine, und überall habe ich Fragen zu beantworten über den hübschen Kosackenobrist Nestroy; nun, nun, gönne doch deinem schönen Herrn auch einen Triumph und sei nicht so neidig, sie alle für dich behalten zu wollen!"

Paulowitsch entschlüpfte dem Doktor und entfernte sich aus dem Zimmer, währenddem er sich heimlich eine Thräne trocknete.

„Ist es wirklich wahr", fragte immer noch zweifelnd der Gast den Doktor, „daß das Kind die Schlacht mitgemacht hat?"

„Ja wohl", versicherte dieser, „zwar nur an einem der letzten Tage: Obrist Nestroy war umringt von Polen mit Wenigen seiner Abtheilung,

und ohne Zweifel wäre es um ihn, wie die meisten Uebrigen, geschehen gewesen; Paulowitsch, der stets nur mit Zittern und Zagen sich auf seinem Pferde hielt, sah es aus geringer Entfernung und sprengte rechtzeitig heran, einen Säbelhieb aufzufangen, der wohl dem Obristen den Kopf gespalten hätte. Er traf ihn auf den Oberarm; Nestroy aber gewann Zeit, sich zu retten. Nachher vermißte man den braven Jungen, und wir glaubten schon, diese allesverschlingende Charybdis des Elends und Entsetzens habe auch ihn dahingerafft. Er wurde am Abend des Tages noch unter den Leichen hervorgezogen und so gerettet, während Hunderte, weniger schwer verwundet, als unser Paulowitsch, dem Hunger und Frost das bischen Leben vollends zum Opfer bringen mußten, das ihnen Blutverlust und Schmerzen gelassen. Ja, ja, lieber Herr, auf den Feldern der Schlachten wird Keinem sanft gebettet, dort erscheint der Tod auch nicht als Genius mit der umgekehrten Fackel, wie er auf Grabmälern so oft abgebildet ist, sondern als eiserner Cyclop, der mit seiner Keule Alles zerstampft und zerschmettert, was ihm in den Weg tritt!"

„Es brauchte wohl hier keine Frage, warum Paulowitsch so sehr an seinem Herrn hängt, denn dieser scheint mir überall gleich beliebt bei seinem Regiment; aber einige Ausnahmen scheinen mir hier doch Statt zu finden, mich interessirt das ganze Wesen

des Burschen, und ich wäre Ihnen dankbar, Herr Doktor, wenn Sie meine Neugierde, so muß ich es nennen, in etwas mehr befriedigten."

„Viel kann ich freilich selbst nicht sagen über ihn", erwiederte dieser achselzuckend, „ich weiß nur so viel, daß Nestroy aus einem früheren Gefecht verwundet in ein nahes Pachterhaus getragen wurde; ich selbst habe ihn dorthin begleitet; es wurde bewohnt von einer Wittwe und ihren zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, Zwillingskinder, gleich ähnlich an Größe und Gestalt. Nestroy wurde auf's Beste dort aufgenommen und auf das sorgfältigste, er meinte sogar zärtlichste durch das Töchterlein gepflegt, während die Frau mit ihrem Sohn das kleine Gut bewirthschaftete. Wenige Tage vor seiner Abreise jedoch habe ihn bloß noch die Mutter bedient, das Mädchen, der Mutter Liebling, sei zu Verwandten geholt worden; Nestroy sah die liebliche Paulowna nicht wieder. Paulowitsch aber, der Bruder, ließ nicht nach zu bitten an der Mutter, bis ihm diese erlaubte, Oberst Nestroy als Bedienter folgen zu dürfen, und dieser nahm ihn gerne mit, hätte ihn auch längst aus Gründen der Dankbarkeit zu etwas Besserem gemacht, allein Paulowtisch weigert sich standhaft jeder Beförderung, da ihn jede derselben — "

„Herr Doktor! Sie möchten zu dem Herrn Obersten hinauf kommen!" unterbrach die Stimme Paulowitsch's die Unterhaltung.

„Bon soir, lieber Doktor!" rief der Oberst dem Eintretenden entgegen", wie gefallen Sie sich an unserem neuen Aufenthaltsort?"

„So so! es ist recht schön hier, ich machte heute früh einen Gang am Ufer des Neckars, das schöne Thal, weißschimmernd in seinem Hintergrund hin die Dörfer,' in lieblichem Blauroth der schöne Berg, auf dessen Spitze das alte verwitterte Schloß thront und das von dem erneuerten Strahl des Morgens und der Freude auf seine Gäste herunter zu leuchten schien, welche seine einstigen Zerstörer einigermaßen züchtigten, es war wunderlieblich, aber es bleibt doch nur die inkarnirte Langeweile, seit —"

„Seit unser Doktor keine Beine mehr abzusägen und seine Mitmenschen nicht mit all' den erdenklichen Marterwerkzeugen zu quälen hat", erwiederte einer der ebenfalls anwesenden Offiziere des Regiments.

„Ja ja, es ist fast so, allein diejenige, die ich also quälte, waren in der Regel noch froh, sich nur unter meinen Händen zu wissen."

„Auch wahr", meinte Nestroy, „aber heute Abend wüßte ich eine andere Unterbrechung dieser Langeweile; ich bin mit mehreren Offizieren zu einem

Professor eingeladen, der auch Sie zu dem Cirkel [b]itten wird; entziehen Sie sich dießmal nicht wie so[n]st solcher Gesellschaften!"

„War dieß am Ende der Herr im schwarzen Frack [m]it der Brille, den ich gestern nach der Musterung so [l]ange mit Ihnen sprechen sah?" fragte der Doktor.

„Dieser w[a]r es, kennen Sie ihn vielleicht von früher?" erwiedrte Nestroy.

„Gesehen [h]ab' ihn ich schon wo, und seine Physiognomie prägt sich bei einer sehr widerwärtigen Angelegenheit [m]ir in's Gedächtniß, und eben deßhalb bringe ich ihn au[ch] nicht los, wenn ich mir noch so fest vornehme, nicht [m]ehr an ihn zu denken, und doch bin ich nicht im Sta[n]de, mir das Räthsel zu lösen, wo oder wann ich [i]hn kennen lernte, eben so wenig fällt mir sei[n] Name bei!"

„N[u]n, vielleicht entziffern Sie das Fehlende heute [A]bend, d. h. wenn Ihnen die mitanwesenden hübschen Damen so viel Zeit lassen; denn wenn Sie auch dem schönen Geschlecht abhold zu sein vorge[be]n, so durchblicke ich Sie doch besser", neckte der andere Offizier.

„Sind Sie ganz ruhig, Herr Hauptmann, wir allesammt, wenn wir mit Obrist Nestroy gehen, können häßlich oder schön sein, die Damen haben doch nur Augen für Diesen."

„Sehr viel Ehre, Doktor, in der That, Sie wissen aber eben so gut, daß ich mich weniger ur diese Triumphe kümmere, so lange ich nicht die Eine finde, der ich Treue geschworen, obwohl ich ihre liebe nur kaum kennen lernte!“

„Das hast du schon oft angedeutet, Nestroy“, erwiederte der Hauptmann, „willst d uns nicht jetzt auch einmal endlich erzählen, auf welche Art dein Herz so schnell gefesselt wurd und wer diese Eine ist, der es gelang, währen du an hundert Andern gefühllos vorüber gehst, ie dir alle ihre Herzchen zu Füßen legen.“

„Ich mache kein Geheimniß daraus“, gab Nestroy zurück, „und hätte es dir ängst mitgetheilt, wenn du es gewünscht hättest. Ich war damals erst kurz eingetreten in das Miliär und hatte bei dem Leichenbegängniß unseres Generals eine Schwadron anzuführen; der Zug endigte an einer der Kirchen Petersburgs, wo der Sarg so lange bleiben sollte, bis er in die Familiengruft der Fürsten Dolgorow gebracht wurde.

„Die Kirche war bereits leer, ich hatte die Wache zu versehen, und zwar bis nach Mitternacht. Furcht hatte ich keine, aber dennoch, als es draußen still und dunkel wurde und die hohen Räume der Kirche fast geisterhaft erhellt durch den Schein der Todtenkerzen, hinter denen das große, goldene Hei-

ligenbild hervorstrahlte, und davor den schwarzen Schrein mit seinem Inhalt; ich will es nicht leugnen, ich freute mich doch auf den nächsten Morgen und das freundliche Sonnenlicht, oder zunächst nur auf die Ablösung der nächsten Stunde.

„Eilf Uhr hatte es bereits geschlagen, die Töne der Glocke durchhallten auf seltsam schreckliche Weise die Stille des Tempels und zitterten in den tiefsten Tiefen der Heiligen-Nischen nach, da plötzlich hörte ich hinter mir ein Rauschen, als ob sich der Todte in seiner schweren seidenen Hülle bewegte, ich sah mich um, sah stark und fest auf den Sarg, je mehr ich aber hinsah, je deutlicher schien es mir zu werden, er verdrehe wenigstens momentan das Gesicht, mitunter auch, als ob er einen Fuß, eine Hand bewege. So sehr mich nun auch schauderte, ich trat näher, ob nicht vielleicht Scheintod hier vorwalte, lange prüfte ich noch über ihn gebeugt die Leiche und fand, daß ich mich getäuscht hatte.

„Ich verließ den Platz meiner Beobachtungen und wandelte im Vordergrund, wie vorher, die kurze Strecke auf und ab, kaum noch einigemal, so rauscht es im Hintergrunde wieder, ich glaubte auch einen tiefen, hohlen Seufzer zu vernehmen, aber meinen Blicken blieb nach wie vor alles verborgen.

„Klarheit darüber wollte ich einmal haben und beschloß, falls sich das Geräusch wiederhole, die Kirche

von oben bis unten zu durchstöbern, denn am Ende hätten sich doch meine Kameraden einen Spaß mit mir zu machen erlaubt, und ich wollte ihnen zeigen, daß ich mich nicht fürchte.

„Kaum hatte ich es beschlossen, so hörte ich auch leichte, schwebende Tritte, und erblickte endlich von dem Altar weg auf den Sarg zu einen hohen dunklen Schatten dahingleiten. Zu weit davon entfernt, um genau sehen zu können, kam mir das Ganze zu dieser Stunde doch nicht ganz geheuer vor. Einen Augenblick wollte ich warten, was an dem Sarg begonnen werde, ohne mich zu nähern; eine schneeweiße Hand kam endlich zum Vorschein, welche dem Todten an Stirn und Wangen fühlte, dann eine seiner Hände erfaßte und darauf erfolgte ein Strom von Thränen, an denen ich wenigstens erkannte, der nächtliche Besuch sei mit Fleisch und Blut umgeben und nicht aus den höheren Regionen der Geisterwelt; weiter aber wußte ich noch nicht, wollte auch diesen tiefen Schmerz nicht stören, sondern hielt mich in bescheidener Ferne. Da hörte ich Tritte und Stimmen von außen, die sich der Kirche näherten, aber im gleichen Augenblick sah ich auch die Gestalt am Sarge niederstürzen. Ich eilte auf sie zu, ihr Hülfe zu leisten, dach kaum hatte ich die Bewußtlose erhoben, so wurde auch die Thüre der Kirche geöffnet; ein Bedienter des Fürsten Dolgorow und einige Kammer-

frauen aus seinem Hause traten ein, hier die einzige Tochter des Verstorbenen zu suchen.

„Sie hatte im harten Fieber gelegen, als der Vater starb, und man hatte ihr deßhalb auch nachher noch den Tod desselben verheimlicht, ihre Mutter war ebenfalls längst todt, und sie hing mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit an diesem Vater. Das Fieber war gewichen, sie verlangte Letzteren zu sprechen, und zwar immer heftiger, je mehr man ihr Ausflüchte entgegen stellte.

„Unwohl war der Vater schon vor ihr gewesen; daß er sein Kind auf dem Krankenlager nicht umsonst auf sich warten lasse, wußte sie eben so sicher, und alsbald dämmerte die schreckliche Wahrheit in ihr auf, die man ihr nun auch nicht länger vorenthalten konnte.

„Es war zehn Uhr vorüber, als sie sich endlich beruhigt hatte und nun nur noch bat, sie allein zu lassen. Die Kammerfrau entfernte sich in das anstoßende Zimmer, entschlief aber von früheren Nachtwachen ermüdet bald so fest, daß sie nicht hörte, wie Feodorowna ihre Gebieterin drinnen sich ankleidete und rasch dem Zimmer entflohen, der Kirche zu eilte, in welcher der Sarg des Vaters zur Parade aufgestellt war.

„Dort angekommen ließ sie sich erst auf den Stufen des Altars nieder, dann erst trat sie mit

den schwachen Kräften einer halb Genesenden auf den Sarg zu, um bald an demselben niederzustürzen. Unterdeß war auch die Kammerfrau erwacht, um mit höchstem Schrecken zu bemerken, was sie verschlafen hatte, und eiligst nahm auch sie dahin ihren Weg, wo sie mit Sicherheit die Vermißte vermuthete.

„Da lag Feodorowna, die Wangen zum Schnee der Lilien gebleicht, mit geschlossenen Augen in meinem Arm; der Bediente wurde abgeschickt, einen Wagen herbeizuholen, in welchem wir sie endlich gemeinschaftlich, nachdem ich von meinem Posten abgelöst war, nach Hause brachten.

„Lange blieb ihre Wiedergenesung unentschieden, denn der Kummer und die eisige Kälte der Nachtluft hatten die Krankheit heftiger zurückgeführt, als sie beim Beginn derselben gewesen war. Endlich siegten die Kräfte ihrer Jugend, und in vollem Glanz ihrer Schönheit erblickte ich sie einige Jahre darnach am kaiserlichen Hof.

„Diese Zeit hatte auch für mich hingereicht, bis zum Grad eines Rittmeisters zu avanciren; aber Feodorowna war eine der reichsten Fürstinnen unter den ersten Damen des Hofes, ich wagte nicht meine Blicke bis zu ihr zu erheben. Daß sie meiner aber nicht vergessen, ja daß sie mich vielleicht eben so sehr liebte, bewies mir ein Blick und eine Gabe ihrer schönen Hand.

„Wir rückten eben zu einer Parade aus und an dem Palast der Großfürstin Catharina vorüber, als auf dem Balkon Letztere sich mit ihren Hofdamen befand. Schon von ferne hatte ich entdeckt, daß Feodorowna unter ihnen war und — daß ihr Auge an den Reihen hinunter glitt, mich zu suchen und endlich auf mir ruhen blieb, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Liebe. Eine Busenschleife sah ich sie alsdann von ihrem Kleid ablösen, wie durch Zufall flatterte diese, als ich in die Nähe gekommen war, herab; mit der Spitze des Säbels fing ich sie auf, einen dankbaren Blick nach dem Balkon werfend, und verwahrte sie auf meiner Brust, auf welcher ruhend sie mich als Talisman in alle Schlachten begleitete, und wer weiß, ob ich ohne sie mir so bald die Majors-Epaulettes und meine Obristen-Decorationen errungen hätte.

„Seitdem aber war Feodorowna für mich spurlos verschwunden; die Schleife war mir, ohne daß ich es wußte, eine Gabe der Trennung, denn den folgenden Tag war sie abgereist, zuerst auf das Landgut eines Onkels, von dort konnte ich keine weitere Nachricht über ihren Aufenthalt bekommen, denn in diesen Tagen, in welchen die Furie des Kriegs ihre furchtbare Fahne über die Wohnungen der Menschen schwingt, flüchtet sich jedes in einen sicheren Versteck.

„Ich hätte nun mein Geheimniß preisgegeben, und die Reihe wäre an euch", vollendete Nestroy.

„Gewiß, wenn ich nur auch Eines mitzutheilen hätte, das so süßer Natur wäre, ich würde damit nicht zurückhalten", warf der Hauptmann ein; „ein Erlebniß aber aus früheren Jahren tauchte durch deine Erzählung recht schmerzlich in mir auf, und das ganze Unglück stand mir erneut vor der Seele, als du den nächtlichen Aufenthalt in der Kirche schildertest."

„Muß es denn nur mit den Süßigkeiten der Liebe verflochten sein, um gehört werden zu können?" fragte der Doktor.

„Nein", erwiederte der Hauptmann, „allein es taugt nicht auf eine solch' liebliche Erinnerung, wie die meines Freundes Nestroy."

„Erzähle deßhalb immerhin", bat dieser, „ich bin über die schwärmenden Jünglingsjahre hinaus und denke ernster über diese meine Neigung!"

„Nun, wenn ihr es denn wollt, so sollt ihrs haben", sprach der Hauptmann.

„Es war bei den Kriegs-Uebungen vor etwa sechs Jahren. Ein einziger Unglücksfall, der sich bei einer solch' leichten Copie dem Manöver, gegenüber dem schauerlichen Original selbst, nämlich dem Krieg, zuträgt, wird mehr besprochen und mehr bedauert, als es bei Hundert der grausamsten Verstümmelungen dort der Fall ist.

„Ich war also damals mit meiner Compagnie in Wiazma zu einem Rasttag einquartiert; das Oertchen war überfüllt mit Militär und die Quartiere daher nicht immer die besten; besonders mich traf das Loos, mein Schlafkloset mit einer ganzen Schwadron von Ratten und Mäusen theilen zu müssen, und ich beschloß in der ersten Nacht, die zweite da um keinen Preis mehr zuzubringen, und sollte ich mein Nachtlager auf freiem Feld aufschlagen müssen.

„Den andern Tag erkundigte ich mich da und dort, überall war es überfüllt, kein Räumlein ausfindig zu machen, das nur für eine Bettstelle hingereicht hätte. Eben ging ich, im tiefsten Mißmuth über mein Mißgeschick, an der Kapelle des Orts vorüber; sie lag so freundlich, so gastlich einladend, daß es mir fast wie eine Beleidigung für sie erschien, daß sie nicht auch Gäste zu beherbergen hatte, und ich für meine Person wollte wenigstens das Unrecht für das Ganze vergüten. Ich suchte den Küster auf und theilte ihm meinen Entschluß mit; er zuckte bedenklich die Achseln und machte mir Gegenvorstellungen, es sei in der Kirche nicht ganz geheuer, man erzähle sich Dieß und Jenes, er wolle mir rathen, lieber meine polternden, rasselnden Gesellschafter noch eine Nacht zu erdulden, als die Nacht in der Kapelle mit einer stilleren und dabei doch lästigeren zuzubringen.

„Das machte die Sache erst pikant, und ich bestand nun um so mehr darauf, meinen Entschluß auszuführen, den ich Abends in der Gesellschaft meinen Kameraden mittheilte, und zugleich was mir der alte Küster gesagt habe. Ein alter Rittmeister, der dabei saß, redete mir ebenfalls ab. Er fürchte sich doch gewiß auch nicht, sagte er, aber man erwehre sich bei derlei Affairen, besonders an einem so einsamen, durch seine Bestimmung geheiligteren Ort doch gewisser Schauern nicht, und nehme oft Trug für Wahrheit. Ich bestritt das Gesagte, und es wurde dafür und dagegen mit einer langen Debatte verhandelt. Prahlend, wie er immer war, trat Lieutenant Regnard dazwischen, er würde so was schon auf sich nehmen; ich aber, meinte er, wäre doch nicht fest genug, ich würde die Nacht doch bloß unter Angst zubringen, und was seine beleidigenden Ausforderungen mehr waren, so daß endlich eine Wette eingegangen wurde.

„Mein Lager war dicht hinter dem Altar bereit gehalten; auf demselben stand eine Nachtlampe mit mattem Schein und neben dieser lagen meine beiden Pistolen, mit Kugeln geladen. Es war halb zwölf Uhr, als ich mich niederlegte, ruhig und heiter, aber gespannt, ob ich ein Abenteuer werde zu bestehen haben oder nicht, und war schon in dem taumlichten Zustand zwischen Schlafen und Wachen, als fast über

mir die Uhr zu den zwölf Schlägen der Glocke ausholte.

„Da auf einmal hörte ich ein Geräusch wie Schlürfen mit Pantoffeln von dem Glockenthurm auf den Altar zukommend. So hatte es mir der Küster vorausgesagt, und ich — meinen Kameraden. Auch die große Gestalt, die er mir beschrieben, wie sie sich langsam feierlich nähert, um in den Altar einzutreten. Vielleicht stärkere Naturen noch hätte ein Schauer ergriffen, und es schüttelte mich fast wie ein Fieber, als ich noch in ziemlicher Ferne dieses blasse Todtengesicht mit dem langen weißen Leichengewand erblickte. Es kam näher, immer näher, ich faßte eine meiner Pistolen und rief ihm ein „Wer da“ entgegen. Keine Antwort; Grabesstille herrschte um uns. Nochmals rief ich „Wer da! Antwort, oder ich schieße.“ Regungslos stand die Gestalt vor mir. Ich drückte ab, Rauch und Flammen waren zerstiebt, die weiße Gestalt stand unversehrt auf der gleichen Stelle, ich aber ergriff die zweite meiner Pistolen, drohend hob jene den Finger gegen mich empor, ich ließ mich dadurch nicht beirren, und gab zum zweitenmal Feuer. — Mit einem sehr menschlichen Schrei des Schmerzens stürzte der Geist jetzt von meiner Kugel durchbohrt zu Boden. Ich sprang vor, mit mir aber zugleich mehrere der im Ort anwesenden Offiziere, die außerhalb der Kirchthüre den Ablauf der Geschichte abwarten wollten.

„In wenigen Minuten hatte Lieutenant Regnard sein Leben ausgehaucht. Für den Gewinn seiner Wette hatte er sich in diese Geister-Verhüllung gesteckt, nachdem er zuvor mit eigner Hand die Kugeln aus meinen Pistolen gezogen, und diese blind geladen hatte. Ich aber, ehe ich mich schlafen legte, untersuchte sie nochmals, hatte indeß nur noch eine Kugel bei Handen, und dachte, es genügt gewiß, wenn je eine Kugel gegen die Ueberlast eines geistigen Wesens nützen kann. Diese Eine nun, und ein übel angebrachter Scherz, hatte dem Lieutenant das Leben gekostet. Mir aber wäre später lieber gewesen, ich hätte mich zu dem kleineren Uebel, den Ratten und Mäusen, bequemt, als in dieser zweiten Nacht den Tod des Kameraden, wenn auch ziemlich unschuldig, mir aufs Gewissen zu laden."

„Traurig für Jenen, aber auch wahnsinnig unvorsichtig von ihm", sprach der Doktor, als eben Paulowitsch eintrat, dem Oberst ein Billet zu übergeben, nach dessen Inhalt derselbe genöthigt war, noch einige Geschäfte zu besorgen, und sich die beiden Andern zum Gehen anschickten.

„Auf Wiedersehen denn heute Abend bei dem Herrn Professor mit der Brille", sprach der Doktor. „Aber! wir wollen hernach auch erfahren, bei was für einer Gelegenheit Sie unseren Bestgeber von diesem Abend schon getroffen, und zwar mit einer ohne Partei gefärbten Brille."

Ja, ja, Herr Oberst, werde nicht verfehlen, d. h. wenn ich selbst erst darauf komme", erwiederte dieser.

Dazu brauchte er übrigens nicht gar lange Zeit, die Gesellschaft war bereits versammelt, als er den Salon des Professors betrat, und den Hausherrn, einen Fünfziger von geistreichen Zügen und angenehmer Nachlässigkeit in seinem Aeußern, begrüßte. Er wurde von ihm mit den Mitgliedern der Versammlung bekannt gemacht, die nach Maßgabe der Partikular-Interessen bis jetzt noch in verschiedene Gruppen abgetheilt waren. Sein Sohn war der letzte, den ihm der Professor präsentirte, einen schwarzlockigen hübschen Burschen, mit etwas Prätension und vieler Offenheit in seinem Benehmen, weniger burschikos als elegant gekleidet. Mit ihm ging es dem Doktor, wie mit dem Vater, er fand in seinen Zügen eine bekannte Aehnlichkeit, und doch wußte er dieser unabweislichen Personalerinnerung ebenfalls keinen Platz in seinem Gedächtniß anzuweisen.

Endlich kam auch die Frau Professorin in das Zimmer, nachdem sie draußen die Collation arrangirt hatte. Der ideale Ernst in diesen edlen Zügen, die dunkle Tiefe des schwärmerischen Auges, der Ausdruck herb empfundener, aber muthig getragener Leiden, und jener ergreifende Zug der Wehmuth um den Mund gab dem Doktor alsbald die Erinnerung all

dieser Persönlichkeiten zur Hand. Sichtlich ergriffen aber trat dieser zurück, als er sich näherte, sie zu begrüßen. Kaum vermochte sie ein Wort zu erwiedern, die Stimme schien ihr ausgegangen, wie einem Sterbenden der Athem. Er ließ sich neben ihr auf einer Causense nieder, und beide vergaßen nun fast ihre Umgebung, so viel hatten sie sich zu sagen und mitzutheilen, bis ihm endlich der Hauptmann scherzend zuwinkte, der übrigen Gesellschaft die Hausfrau nicht ganz zu entziehen, und sich nicht dieser allein zu widmen. Er benützte daher eine kleine Entfernung der Dame des Hauses, sich zu erheben, und wie gewöhnlich sich mit der geschliffensten Tournüre in dem Kreis zu bewegen.

— Während hier sich der höhere Theil des russischen Regiments wohl gefiel, war es im Gasthof zum Lamm eine jubelnde, laute Unterhaltung. Viele der Kosacken, mit ihnen ihre Quartiergeber, hatten sich dort zusammengefunden, eine Tafel aber war besetzt mit Tübinger Musensöhnen, und der allgemeine Stoff des Gesprächs war einzig und allein die Niederlage des großen Welteroberers, der Brand von Moskau, der Uebergang über die Beresina und — der Winter, der mit seinem hyperboreischen Gefolge als Verbündeter Rußlands den großen Cäsar hatte stürzen helfen.

Paulowitsch, der weder zu einer lauten Unterhaltung noch zum Trinken aufgelegt schien, hielt sich

mehr zu dem weiblichen Theil der Anwesenden, er nahm seinen Platz an dem Hintertischchen der Frau Wirthin und ihrer Angehörigen, setzte sich aber dadurch mancher spitzigen Bemerkung aus, wie er im Bewußtsein seiner Schönheit nur gern bei Frauenzimmer weile, und sich fast nie in die Gesellschaft der Männer mische. Jene aber bewunderten seine Fertigkeit in allem, was er scherzweise ihnen an ihren Arbeiten half.

Seine Kameraden aber wurden immer dringlicher, und so wechselte auch er endlich seinen Platz, und fand den nächsten am Zwischentheil der Tafeln von Studirenden und russischen Militärs. Hier hatte er Gelegenheit, seine Aufmerksamkeit bald da- bald dorthin zu wenden, mehr aber zog es ihn zu Jenen, die auch den wohlgebildeten Jüngling mit großer Artigkeit behandelten, denn die Schlacht kannte er, mehr als ihm lieb war, von eigner Anschauung.

Eben war einem Studenten ein winzig kleines Paketchen entfallen, Paulowitsch hob es auf, das zierliche Ding, in grüne Seide gehüllt, erregte die Aufmerksamkeit der Uebrigen, und auf die Frage, was es für Wichtigkeiten enthalte, war die Antwort: „Eine Sendung meiner Tante vom Unterland, kein Gold, sondern — Tannensamen!“ — „Tannensamen?“ fragten die Uebrigen, „willst du etwa hier einen Wald anlegen?“.

„Das wahrlich nicht, aber die Tante ist einmal mit dem Glauben befangen, Samen von den Tännchen des steinernen Tisches bei sich getragen, sei zu verschiedenem gut!"

Wo ist denn dieser steinerne Tisch, oder wie verhält es sich überhaupt damit?" fragten die andern in die Runde.

„Wer von euch schon einmal die Landstraße von Weinsberg nach Oehringen passirte, erinnert sich vielleicht einer kleinen Strecke Waldes zwischen den beiden Orten Hülzern und Schwabbach. Rechter Hand in demselben, kaum einige Schritte ab von der Straße, liegt ein freier gelichteter Raum mit einem steinernen Tisch und dito Ruhebänken. Das Ganze umschließt eine sorglich gepflegte Tannenhecke mit vier Ausgängen, und jeder dieser Letzteren ist an beiden Seiten mit einem zierlichen Tannenbäumchen bepflanzt. Es ist ein gar trauliches Plätzchen, so im tiefen Dunkel des Waldes, ward auch mitunter schon von König Friedrich gewürdigt, bei großen Treibjagden dort ein Frühstück oder ein Mittagessen einzunehmen. Wer indeß die ersten Anlagen zu diesem lieblichen Aufenthalt vorbereitete, das soll eine gar fromme Jägersfrau gewesen sein, unglücklich durch die Rohheit und so manch frevelhaftes Beginnen ihres Mannes. Dort habe sie ihren Betaltar aufgeschlagen, dort so manch liebesmal ihn von finstern Wegen abgehalten, und

beim Schimmer der Sterne ihre Lieblinge, die Tannenbäumchen, gepflanzt und mit ihren Thränen begossen, wenn es ihr nicht immer gelungen, das Böse desselben zu verhüten. Durch Thränen und viele Gebete seien nun diese Bäumchen gebenedeiet und erhielten Wunderkräfte. Dieß ist die Sage des Volks und — der — Glaube der Tante, wer diesen theilt, soll von mir alsbald eine Partie des Saamens erhalten!"

Der Tannensaamen wurde nun näher betrachtet, als ob er auch in seinem Aeußeren verschieden sein müßte von dem gewöhnlichen. Paulowitsch, mit großem Glauben an das Wunderbare begabt, wußte sich ungesehen einen Theil desselben anzueignen, und verwahrte ihn mit einem eminenten Respekt. Eben wollte er sich noch näher nach den einzelnen Wunderkräften erkundigen, zu was er besonders Dienst leiste; „sich ein Denkmal von ihm zu pflanzen, das länger anhält, als die Grabmonumente von Stein und Erz!" rief ihm der Studio noch nach, als er abgerufen wurde, indem der Obrist von der Gesellschaft zurückkehrte, und mit diesem der Doktor und der Hauptmann.

„A propos, Doktor!" rief Letzterer, als sie sich im Zimmer des Obersten noch zusammengesetzt hatten, „mir scheint, das Gesicht der Frau Professorin hatte sich Ihnen zum Wiedererkennen besser eingeprägt, als das ihrer zweiten Hälfte. Es war wohl eine Jugend-

geliebte von Ihnen, da Sie noch auf unsicheren Füßen standen, der Professor auf die breite Unterlage einer noblen Existenz postirt, lief Ihnen den Rang ab, dieß war die Reminiscenz des Unheils, das Ihnen von ihm noch im Gedächtniß war. Ist's nicht so? nur frisch weg gebeichtet!"

„Nein, so ist es nicht, und wenn wir hier unsere bleibende Stätte hätten, nicht weiter zögen, würde ich Ihnen auch das Geheimniß nicht mittheilen, da es nicht das Meinige allein ist, so kann ich dieß wohl thun; daß aber unserem Wiedertreffen keine freudige Erinnerungen zum Grunde lagen, sollten Sie mit Ihren scharf beobachtenden Blicken schon losgehabt haben.

„Wie ich Ihnen bei Gelegenheit schon früher mittheilte, studirte ich in Padua. Mein intimster Freund dort war ein junger Adeliger, und er bestimmte mich einstens, mit ihm die Ferien bei seinen Eltern zuzubringen. Benno, — so hieß derselbe — zweifelte nicht, daß ich bei seinen Eltern auf das Freundlichste werde aufgenommen werden. Dem war aber durchaus nicht so, denn als man den höchst bürgerlichen Klang meines Namens vernommen hatte, zeigte sich ein hochadeliges Nasenrümpfen auf dem Gesicht der Frau Mama, und bei dem alten Baron trat die Mißlaune über den schlechten Geschmack des Herrn Filius ebenfalls auffallend zu Tage. Nur Julia, die ältere Schwester Benno's, ein Kind erster Ehe der gnädigen Frau, schien

diesen Geschmack von der ersten Stunde meines Dortseins an zu theilen, mich gastlicher zu behandeln. Auch sie war, wie ich bald entdeckte, die Zurückgesetzte, fast ein Dorn im Auge der Mutter, als der Ueberrest ihrer früheren bürgerlichen Verbindung.

„Benno wurde als ihr Liebling ganz von den Eltern in Beschlag genommen, so weit nicht Julia ihre Zeit mit mir theilte, blieb mir diese allein, unausgefüllt. Ich durchstrich die im Frühlingsgrün prangenden Thäler und Hügel nach Pflanzen und Mineralien, endlich führte mich auch fast unbewußt mein Weg auf den Friedhof, dieses Endziel ärztlicher Thätigkeit. Dort war eben der Todtengräber beschäftigt, einem Erdenpilger die letzte Ruhestätte zu bereiten. Ich hatte ihm bei diesem melancholischen Geschäft schon lang zugesehen, als er endlich verschiedene Knochen und dann — einen Schädel zur Seite stierte, der zwar sonst ganz verwesen, doch noch mit reichem, buschigem Haupthaar versehen war. Dieß erregte meine Aufmerksamkeit, und für ein kleines Douceur hatte ich den Alten bald dahin gebracht, daß er mir den Kopf überließ; ich hatte nämlich zwischen den Haaren noch einen Gegenstand bemerkt, der nicht dahin gehörte. Auf meinem Zimmer angekommen, untersuchte ich denselben näher, und zog aus der Hirnschaale einen abgebrochenen Dolch. Daß dieser Kopf nicht auf dem gewöhnlichen Weg zu seiner Ruhe eingegangen war, sondern durch ein Verbrechen

dahin befördert, war mir klar; es fragte sich jetzt nur, wem er zu Lebzeiten gehört hatte, und auf welche Weise oder welchen Umständen dasselbe begangen wurde.

„Mit dem Frühesten war ich wieder auf dem Kirchhofe, und traf auch schon den Todtengräber bei seiner Arbeit. Auf meine Frage, wer hier wohl begraben gelegen, und wem möglicherweise dieser Schädel gehört habe, erwiederte er: Ich hätte Ihnen denselben nicht geben sollen, es wollte mir die ganze Nacht keine Ruhe lassen, wem er gehörte? ich glaubte, Sie wären hier fremd, wußte nicht, daß Sie da drüben bei Barons logiren, sonst kehrte der Schädel nochmals in seine alte Behausung zurück, er gehörte dem ersten Mann der Baroneß.

„Es war ein braver Herr, fuhr er zu erzählen fort, reich, angesehen, nur zu alt gegenüber seiner Frau, die er als junges, hübsches, aber armes Mädchen heirathete. Sie lebten recht glücklich zusammen, bis der jetzige Herr des Gutes sich bei ihnen einnistete, doch der Alte mochte ihn gut leiden, nur andere sagten, er stehe zu gut mit der jungen Frau und noch mehr, (dabei sah er sich ängstlich um, ob Niemand sich in der Nähe befinde), was ich nicht weiter sagen möchte!

„Bald darauf starb der alte Herr, jetzt schien sie erst einzusehen, was sie verloren habe, denn ein ganzes Jahr lang kam sie jeden Tag heraus, einen

Kranz oder frische Blumen auf sein Grab zu legen und hier zu weinen. Nachher heirathete sie aber doch den Baron.

„Der Alte hatte sein Geschäft beendet, verbarg noch einige Knochen unter der Erde, nahm Haue und Spaten auf die Achsel, und wir verließen zusammen den Friedhof. Was sollte ich nun thun? eine Anzeige machen, oder die Sache verborgen halten? Die Beweise waren dennoch zweifelhaft, denn möglicherweise konnte auch der Kopf dem vorherigen Insassen des Grabes gehört haben. Ich überlegte noch bei mir, als ich die Treppe hinaufstieg, und eine außergewöhnliche Bewegung im Hause wahrnahm.

„Die Baronin war schnell erkrankt, der Arzt, der so eben bei ihr gewesen, hatte wenig Hoffnung zum Aufkommen gemacht. Seine Aussage traf zu, denn nach wenigen Tagen hatte sie zu leben aufgehört. Die Ursache dieses schnellen Erkrankens war mir einige Jahre darnach durch ihren Arzt kund gemacht. Sie war nämlich während meiner Abwesenheit in mein Zimmer gekommen, hatte dort den Todtenkopf und den ihr wohlbekannten Dolch gefunden; der innere Richter, der sich schon vor diesem nie übertäuben ließ und die Harmonie dieser ihrer zweiten Ehe mit den schreiendsten Dissonanzen oft unterbrach, stürmten nun auf einmal überlaut. In der Nacht vor ihrem Tode theilte sie Julia mit, daß

ihr jetziger Gatte Julia's Vater bei Nacht im Schlaf ermordet habe.

„Julia traf ich heute in der Person der Frau Professorin, in ihrem Gatten jenen Arzt!"

„Das sind Erlebnisse, Schicksale!" sprach der Obrist, „beinahe lauter unglückliche."

„Ja, unsere Geheimnisse enthalten nicht viel Gutes", warf der Hauptmann ein; „hast du auch welche, lieber Kleiner?" fragte er scherzend Paulowitsch.

Tief erröthend mehr über einen Blick des Doktors, als die Frage des Hauptmanns, erwiederte er endlich: „Wenn das vielleicht für die Herren noch ein Geheimniß ist, daß morgen Königin Catharine, unsere hohe Landsmännin, hier ankommt und im Fürstenbau ihr Absteigequartier auf mehrere Tage nimmt." —

Es war ein sonnenklarer Frühlingstag, der den hohen Gast in Tübingens Thore einführte; das russische Regiment war ausgerückt, denselben zu empfangen, an seiner Spitze der schöne Kosacken-Obrist Nestroy, in all dem Glanz seiner militärischen Würde.

Salutirend hielt er am Wagen der Majestät, sein Blick aber haftete nur auf der Dame neben jener, es war — Feodorowna, die auch ihn mit Blicken der Liebe begrüßte.

Paulowitsch hatte in der Nähe gestanden und Beider Blicke beobachtet, sein Auge täuschte sich nicht,

es sah bis hinunter in den Grund ihrer Herzen. Traurig schlich er von dannen, es trieb ihn fort aus dem Gewühle der Menschen, fort auf die Berge, in die Thäler, in die Einsamkeit mit seinem Schmerz.

Drüben sah er die Sonne untergehen, majestätisch, herrlich. „Sänke ich mit dir hinab zu meiner Ruhe", seufzte er und brach in Thränen aus; „ich darf nicht bleiben und kann nicht gehen, breche, o du armes Herz, stehe still! ich wollte, ich konnte ja nicht ihm angehören, nur als Sklavin wollte ich ihm dienen, aber nein, ich ertrag' es nicht, daß ihn eine Andere besitze!"

Der Tag war hinab und der Abend heraufgekommen, wehmüthiger noch fühlt das Herz des Unglücklichen im Zwielicht, wenn er nun auch den Tag mit seiner Pracht wie das Glück seines Lebens dahinsterben sieht. Paulowitsch saß auf dem mit Abendthau beperlten Grase und mischte mit diesen Perlen seine Thränen, versunken in Leid und bitteres Gefühl, umgeben von den Schatten der Nacht. Dort stieg der Mond herauf, silberweiß, gleich einem Schwan segelte er auf dem blauen Feld, umgeben von tausend lichten Sternen.

„Ich hatte gehofft, mein Leben werde, wie ihr da droben, einem ruhigen, frohen Lebensabend entgegengehen; es sollte anders sein, mein Herz hat hier unten zu hoffen aufgehört, droben, ja droben

wird es besser mit mir werden! ich werde auch euch nicht mehr sehen in der Heimath, dich meine Mutter, meinen innig geliebten Bruder, der mir zu lieb den Betrug an der Mutter vollenden half, als ich statt seiner dieselbe verließ, von Liebe zu dem Verwundeten dazu bewogen, ihm in das Gewühl der Schlachten folgte.

Ach! hätte ich damals mein Leben vollenden dürfen, wie süß wäre mir gewesen, für ihn zu sterben. Die Wunde wurde zum Dank nur an mir Verrätherin, doch Nestroy hat mich nie erkannt, er ahnte nicht, daß es Paulowna sei, die ihm das Leben gerettet!"

Sie schlug mit Wehmuth das Auge auf zu dem sanften Frieden des Himmels. Eine Sternschnuppe fuhr dahin, gleich einem Gruß getrennter Liebe, gleich einem abgebrochenen goldenen Blatt des großen ewigen Weihnachtsbaums. Spurlos war sie verschwunden. „So wird auch meine Bahn verlöschen", sprach Paulowna zu sich selbst; „auch von denen, die ich am treusten liebte, für die ich mein Herzblut gelassen hätte, von ihnen, ach! nicht einmal eine Thräne auf mein stilles, verlaß'nes Grab. Fremde Tritte werden darüber hinwandeln, Niemand eine Blume der Liebe darauf pflanzen. Aber halt — trage ich doch den gebenedeiten Saamen der Tännchen bei mir, Glück hat er mir nicht viel gebracht, aber hier, hier, wo

ich meine Liebe opferte, will ich den Saamen streuen, will ich ihn mit meinen Thränen befeuchten, er wird gedeihen, wird grünen, wenn längst mein Gebein vermodert ist!" —

Im Fürstenbau wurde zu gleicher Zeit der Bund der Liebe geschlossen. Feodorowna war die beglückte Braut des schönen Kosacken-Obrists, sie kehrte zurück nach Petersburg, wo ihre Liebe erblühte. Nicht lange darnach verließ auch Nestroy an der Spitze seines Regiments die Stadt.

„Ich war gerne hier", sagte er, als er unter Thränen und Grüßen der Stadtbewohner die Thore passirte; „ich habe viel hier gefunden, aber — auch ein treues Herz hier verloren. Paulowitsch, mein guter Junge, du starbst zu früh!"

„Laßt ihn ruhen", sprach der Doktor, „ihm ist wohler unter der Erde!" und eine Thräne stahl sich aus seinen Wimpern.

Draußen aber vor der Stadt, in den grünen Gründen, da stehen dicht beisammen sieben Tannen, kein Sämchen ging verloren, sie alle sproßten in die Höhe, und wo ein gebeugtes Herz sich naht, da säuseln die tiefgrünen Kronen: Wohl dem, der hier unten seine Thränen weint, droben schwingt er die Fahne des Sieges!

Die verlorene Wette.

„Julie!" sprach der Lieutenant Gründling, eben in's Zimmer zu seiner Frau tretend, die, emsig mit der Feder beschäftigt, an dem eben erst neu angekommenen Damenschreibtische saß. „Julie, ich komme, dich zu einer Promenade abzuholen, es ist heute süperbes Wetter, wie uns das Spätjahr wenig mehr wird zu Theil werden lassen, und ein Gang in's Freie wird dir gut thun nach dem langen Stubenbann des Regenwetters."

Es war sonst nicht die Weise der Frau Gemahlin, auf eine derartige Einladung lange die Retourerwiederung schuldig zu bleiben; heute aber hätte der Lieutenant noch lange sprechen können, ohne die Aufmerksamkeit der schreibseligen Dame zu erregen, hätte er nicht aufgehört — eine kleine Weile mit ungeduldiger Geduld auf Antwort zu harren, und dann etwas heftig wieder beginnen wollen. Da aber drehte sie rasch das Köpfchen zur Seite: „Ich wäre dir sehr verbunden, Eduard, wenn du mich in Ruhe ließest; ich habe heute Wichtigeres zu thun, als zu promeniren."

Der Lieutenant brauchte nicht lange zu fragen, was es so Wichtiges sei, das sie von der wohlgemeinten Promenade abhalte, er hörte seit drei Wochen zu seinem Leide beständig davon sprechen, steckte sich eine Cigarre an und begab sich zu einer Partie Billard, darüber die etwas schnippische Antwort der Frau Gemahlin zu vergessen. Julie aber schrieb bald emsig weiter, bald durchstrich sie das Geschriebene, man sah ihr an, es kämpfte ein gewaltiger Kampf in ihrem Innern, der sie so lange fest hielt, ohne darin klar geworden zu sein. Endlich klopft es an. „Entrée“, rief Julie; eine Dame schwebte in's Zimmer.

„Ah, willkommen, liebe Emma!“ tönte es von Juliens Lippen, indem sie der Letzteren, einer Frau Hauptmann Blindling, entgegenhüpfte. „Du kommst wie gerufen, meine Liebe, und kannst mir wahrhaftig allein nur heraushelfen aus meinen Wirren!“

„Wenn ich dich nicht am Schreibtisch mit der Feder zur Hand getroffen“, gab Letztere zurück, „so könnte ich glauben, es gelte die Wahl eines Kleides aus einem Riesenpaket von Mustern aus drei bis vier verschiedenen Handlungshäusern; so aber bin ich sehr gespannt auf diese Wirren!“

Julie hatte ihr unterdeß ein kleines Taburet an den Schreibtisch gerückt, und nun kam es zu Tage, was sie in dieser Unentschlossenheit gefangen hielt. Es war — eine Theevisite, und die Theilnehmerinnen

nach ihren Rangstufen gehörig zusammen zu ordnen, daß keine Ober- und Untertitel sich zu schroff gegenüber ständen, eine Auswahl, die ohnedieß den Damen stets den Angstschweiß auf die Stirne lockt. Bis jedes Jahr die Sortirungen ohne Anstoß getroffen und abgespeist sind, war für Julie noch dadurch schwieriger gemacht, als diese bevorstehende Visite eigentlich einem Ankömmling, einer Neuvermählten galt, die aus den unteren Schichten vermittelst goldener Sprossen aufgestiegen war zu den höheren Regionen. Es war die junge Frau des Apotheker Findling, der der Hausherr des Lieutenants, und dem man in gewissen Beziehungen Rücksichten halber verbunden war; seine Frau nun war eine 20,000 Thaler schwere Metzgerstochter vom Land, hübsch, und auch von diesem als recht vernünftig gepriesen, und obwohl sie vor der Heirath noch ein Jahr auf der Hochschule gewesen, um kochen, sticken und feine Manier zu lernen, so saß sie doch jetzt zwischen zwei Stühle nieder; in den höheren Zirkeln wußte sie sich nicht mit Takt zu bewegen, nach unten wollte sie nicht wieder, auch suchte sie der Herr Gemahl möglichst hoch zu poussiren. Ihr nun war man längst die erste Invitation schuldig und wären auch ohne viel Skrupel leicht einige Gleichgestellte gewählt gewesen, aber nun war die Mutter des Apothekers angekommen, eine verwittwete Medicinalräthin und eine geborene „Von!“ — sie mußte gehörig respektirt werden, mußte

auch standesgemäße Unterhaltung finden, und „sieh, liebe Emma", sprach Julie weiter, „du, als Frau Hauptmännin, paßt gehörig an ihre Seite, dann gedenke ich noch Frau von Erleustein zu laden, sie ist eine Bekannte der Medicinalräthin, ich bin ihr ebenfalls eine Retourvisite schuldig; morgen aber muß ich mich ohnehin splendid zeigen, so fallen zwei Mücken auf einen Schlag. Aber wie nun die Frau Apotheker in ein Bouquet mit gleich und gleich zu verstecken, daß es nicht gar zu prall abwärts geht? Meinst du etwa die Frau Doktor Ründling und die Kaufmann Spördling — diese habe ich mit Permiß ebenfalls abzufüttern — glaubst du nun, sie taugen so zusammen?"

„Gewiß, Julie, wähle sie nur so, wenn auch mitunter was vorkommt, das ein hochgnädig Aug' und Ohr nicht ganz statthaft findet, es macht das Ganze nur pikanter. Aber willst du dießmal nicht auch die Rath Sündling dazu nehmen? einmal mußt du es denn doch über dich gewinnen, es ist nächstens ins Unschickliche getrieben, daß du ihr so lange eine Einladung schuldig bleibst!"

„Ach, diese gefallene Größe", sprach Julie, „nun, meinetwegen mag sie dasitzen."

„Sei versichert, wenn sie auch eine gefallene Größe ist, sie kann deinem Zirkel doch nur Ehre machen, ich zähle sie stets unter die Angenehmsten und freue mich überall, sie zu treffen, obgleich du nicht allein es bist,

die seit dem Fall ihres Hauses und ihres äußeren Glanzes also achselzuckend urtheilt, so hast gewiß du, und eben so wenig deine Gleichgesinnten, sie nicht gehörig kennen gelernt; man muß mit größter Achtung eine Frau bewundern, die sich nach dem brillanten Luxus ihres Hauses in diese traurige Einfachheit zu finden weiß mit einer Resignation nach außen, mit dieser geistigen Erhebung nach innen. Zudem könnte jeder Anderen durch schnellen Todesfall des Gatten eine glänzende Existenz genommen werden; aber ich merke, du glaubst dich dadurch bei Frau von Erlenstein zu blamiren, und es ist gerade das Gegentheil, eben bei ihr ist sie sehr gut gelitten."

„Nun gut", sprach Julie, ungeduldig das Ende des Sermons erwartend, „wir kommen jetzt, nachdem die Mitglieder bestimmt und gewählt, an das Traktament. Also die Hauptsache — feinsten Thee, dazu kalten und warmen Rahm, einen Gugelhopfen, Trisentschnitten und Berliner Theebrod, nachher Punsch-, oder Mirinkentorten?"

„Ach, was machst du lang Federlesens, laß diese luftigen Mirinken und wähle gehaltvoller!" gab Emma zurück.

„Also Punschtorte, Zimmtbrödchen; denn Zimmtstern sind doch etwas gewöhnlich und erfordern so viel Mandeln, Papiloten, Schaumconfect und Quittenbrod; dann weiter Orangen und kleine Tafelfeigen; von

Eingemachtem: Kirschen, Melonen, Apfelgelee, dazu Anisbrod in Kapseln, und um meine neue Crembecher zu zeigen, Vanillecrem."

„Nun, damit können wir uns schon zufrieden geben", meinte Emma.

„Ich denke wenigstens alle Gänge gut besetzt", sprach Julie, und damit ergriff sie die Tischglocke und klingelte.

Lisette erschien, nach den Befehlen der Gebieterin zu fragen.

„Hier ist der Zettel, auf dem die Damen bezeichnet, zu denen du zu gehen hast. Zuerst da unten im Zimmer sagst du, ich lasse mir das Vergnügen von den beiden Damen erbitten, wohlgemerkt; triffst du aber die Frau Medicinalräthin, so sagst du statt dem „Vergnügen": „die Ehre", ebenfalls so bei der Frau von Erlenstein!"

„Potz tausend", rief jetzt das Mädchen, „die Frau Apothekerin und eine gnädige Frau zusammen, und da steht vollends die Frau Rath — was thun sie doch mit der dabei?"

„Es wäre besser, wenn sich Lisette sputete, statt unnützer Fragen", gab ärgerlich die Frau Hauptmännin zur Antwort.

Schnippischen Angesichts entfernte sich die Jungfer und ließ auch die Gebieterin in sichtlicher Verlegenheit zurück; sie wußte, daß nun auch sie den Text verlesen

bekomme, und kaum hatte das Mädchen die Thüre hinter sich, als auch Emma schon mit diesem begann. „Gewöhne doch einmal deiner Lisette diese vorwitzigen Reden ab, liebe Julie; sieh, wie sie es da macht, treibt sie's noch unvorsichtiger auswärts, und so was wirft einen gar ungünstigen Schatten auf die Herrschaft; die böse Welt ist so gern geneigt, von den Dienenden auf die sie Bedienstende zu schließen."

„Es genügt, Emma", sprach Julie, mit der Hand abwehrend, „ich dachte mir, daß etwas derartiges auf dem Wege sei, aber ende damit, störe mich nicht weiter, ich habe so Vieles zu denken und zu ordnen und finde heute in meinem Kopf durchaus keinen Raum, deine Moral aufzunehmen."

„Du bist wohl empfindlich darüber, Julie? ich meinte es gewiß nicht böse, dein Fehler ist ja auch nur zu große Güte und diese benützen derlei Geschöpfe und möchten gleich ein intimes Verhältniß feststellen, wachsen überhaupt dann gern der Frau über den Kopf hinaus. Aber weiter, meine Liebe, kann ich dir auf morgen vielleicht mit etwas dienen?"

Emma wußte wohl, daß ihre Freundin an solchen Tagen sich gerne etwas pompöse zeigte, und dazu war die jugendliche Haushaltung noch etwas mauserig.

„Wenn du denkst, man kenne deinen silbernen Armleuchter nicht, Emma, würde ich dich wohl darum bitten; einen silbernen Rahmlöffel könntest du auch

beilegen, auch wohl noch eine Tortenschaufel; ach, und ein Crystallpräsentirteller wollte ich mir heute noch kaufen, jetzt komm' ich aber nimmer dazu, nicht wahr, du gibst mir schon noch einmal den deinigen? — freilich, deine silberne Zuckerdose, die dein Mann neulich aus Pforzheim gebracht, wäre auch zu wünschen, ich möchte gern der reichen Apothekersfrau ein wenig imponiren."

„Es steht dir Alles zu Diensten", sprach Emma mit einer modernen Verbeugung, „doch, soll ich dir morgen nicht meine Fanny schicken? ihr gerathen die Gugelhopfen so ausgezeichnet, es bleibt dieß doch immer ein difficiler Artikel, und Alles wirst du doch nicht vom Conditor beziehen?"

„Nein, Emma, dafür danke ich, du kennst, wie ich sehe, meine Meisterschaft noch nicht in dieser Branche; morgen sollst du dich davon überzeugen", setzte sie mit großer Sicherheit hinzu, „und aber, halt, meinen Anzug, da könntest du ein Wörtchen mitsprechen; ich gedenke morgen mein schwarzes Sammetkleid zu tragen, mein schwarzer Atlasjack steht dazu ausgezeichnet, auch steht mir die Taille des Kleides nicht gut und unter einem Jack läßt sich so vieles verstecken; meinen Chenilienkopfputz muß ich heute ebenfalls noch richten und die breiten Brüsseler Spitzen an die Aermel setzen!"

„Da mußt du dich ja famos ausnehmen, wie der Herr Lieutenant zu sagen pflegen", sprach affectirt die

Freundin. — „Und süperbe, charmant, kapital, zu ehrenvoller Erinnerung des Herrn Hauptmanns“, setzte in eben diesem Tone Julie hinzu. „Aber warum eilst du denn jetzt so nach Hause?“

„Um dich nicht länger zu stören in deinen Zurüstungen.“

„Ja, weiß Gott“, klagte Julie, „solch ein Tag, solch eine Gesellschaft, die macht zu thun, drei Tage zuvor, drei Tage darnach —“

„Den Haupttag des Manövers nicht gerechnet“, sprach der Lieutenant dazwischen, der eben ins Zimmer getreten war; „denn für ein Manöver, oder besser noch für eine kleine Schlacht gilt immerhin so ein Abend, da fliegt es mit Bomben und Granaten von den hübschen Mäulchen; wer zwischen das Walzwerk eines solch ästhetischen Thee's oder Kaffee's kommt, kann sich gratuliren, wenn nicht sein ganzes Ich demontirt wird.“

„Gefallen Sie sich doch nicht in einem solchen Gemeinplatz, Herr Lieutenant, uns Frauen nachzusagen — nicht weil die Ueberzeugung es lehrte, sondern weil es alle Welt sagt — wir wüßten in unseren Cirkeln nichts Besseres zu reden, als . . .“ — hier stockte sie; der Lieutenant aber ergänzte:

„Als — von Kleidern, Mägden, Waschen und noch einmal Waschen, nämlich an seinem Nebenmenschen. Sie geben ja eben selbst zu, alle Welt sage

es, es müssen also hiefür unumstößliche Beweise gegeben sein. Wenn ich mich einmal eines Bessern überzeugt, alsdann, meine Damen, nehme ich devotest meine Anschuldigung zurück, so lange aber —“ und damit zuckte er die Achseln.

„Nun aber? da hätten sie ja morgen die beste Gelegenheit, diese beſſ're Ueberzeugung zu gewinnen. Ihr Zimmer stößt hart an das Visitenzimmer, überwachen sie von dort einmal die ganze Unterhaltung, und ich gehe mit ihnen eine Wette ein, sie finden es anders“, erwiederte Emma.

„Danke schönstens für diese Wette, die sie mit einer so unendlichen Sicherheit anbieten, ich werde mich so weit davon zurückziehen, als nur immer möglich, zudem, kleine Wetten sind gar uninteressant; eine größere, da würden Sie wohl gegen mich Complot machen und ich müßte verlieren, sollte auch die Gesellschaft darüber zu einer stummen werden!“

„Das heißt, in's Genießbare übertragen, weil sie außer diesem durchaus keinen edleren Stoff zu besprechen wüßte, mein Herr Lieutenant. Dieser Frevel gegen das schöne Geschlecht ist zu groß; ich bedaure nur, Ihnen keinen Fehdehandschuh zuwerfen zu können, aber eine Flasche Champagner wette ich und will mir gütlich bei der gewonnenen Flasche den Triumph versüßen, diese böswilligen Anschuldigungen

widerlegt zu haben"; und damit reichte sie dem Lieutenant die feine Hand. Er ergriff sie, und einen leichten Druck erwiedernd, sprach er lächelnd: „Nun, meine Verehrte, es ist schon gut, ich danke für das Anerbieten und möchte mich jetzt den Damen zu Gnaden empfohlen haben." Damit entfernte er sich und auch Emma schwebte von dannen, Julie aber ging noch dieß und das zu arangiren, Lisette kam zurück und rapportirte über die vergnügliche Annahme der Einladung und wurde jetzt beordert, Mandel zu schälen und Zucker zu stoßen; der Köchin wurde aufgetragen, morgen an der Kaffeemilch den Rahm bei Seite zu thun und für den Abend aufzubewahren; einige Entbehrungen muß man sich als Vorspiel schon gefallen lassen; der Bediente aber wurde mit einer grandiosen Bestellung zum Conditor gesendet für die bevorstehende Festivität.

Sie schlief längst, matt und müde von ihrer kopfzerbrechenden Arbeit, als der Herr Gemahl mit dem Hauptmann noch bei einem Glas Markgräfler saß und ihn endlich fragte: „Apropos, hast du wohl guten Champagner im Keller?"

„Ja, eine Kapital=Sorte", erwiederte der Hauptmann, „aber wie kommst du eben jetzt zu dieser Frage?"

„Nun, ich meinte nur, weil ich nicht gewöhnt bin, schlechten zu trinken und Lust habe, morgen bei=

ner Frau eine Flasche abzugewinnen!" gab der Lieutenant zurück.

„Meiner Frau?" fragte erstaunt der Hauptmann; „ich weiß zwar, daß sie morgen Abend zu der Deinigen gebeten ist, aber daß du in Persona eine Damenvisite annehmen willst, das ist ein ingenöser Einfall!"

„Das habe ich nicht gesagt, aber ich will dir nun erklären, wie ich es halten werde." Und nun erzählte er dem Freunde, wie die Wette eingegangen und wie er es damit zu halten gesonnen sei, daß weder Emma, noch seine Frau, noch sonst eine der Damen wissen dürfe, daß er die Unterhaltung mit anhöre, einestheils wolle er sie nicht stören, anderntheils möchte er aber einen ungenirten Verlauf zu genießen bekommen; sein Zimmer, das nur durch einen Verschlag von dem Visitenlocal getrennt sei, komme ihm dabei trefflich zu Diensten, denn dieser Verschlag habe einen Schieber, der von seinem Cabinet aus zu öffnen sei, alsdann trenne ihn bloß die dünne Papiertapete von der Damen-Unterhaltung. „Dort sitze ich", fügte er hinzu, „mit einem kleinen Lichtchen hinter dem deckenden Schirm und notire mir die ganze Conversation; meine stenographischen Kenntnisse werden mir dabei gut zu statten kommen, denn wie wollte ich sonst den Plappermäulchen folgen! Aber es muß famos werden!"

„Ja, ein charmanter Gedanke, gab der Hauptmann zurück, „aber wenn du mir erlaubst, so leiste ich dir Gesellschaft, ohnedieß könntest du trotz deiner Stenographie mit Schreiben nicht nachkommen, du findest somit an mir einen Gehilfen; das muß sich wirklich charmant machen."

Die Gläser wurden geleert und auf dem Heimweg das süperbe Project nochmals besprochen, ja den Schlaf wollte er längere Zeit von des Lieutenants Lager fern halten, und er hatte ihn noch nicht sehr lange gefunden, als sein Frauchen schon munter war, obwohl sie sonst auch die Sonne nicht gern aufgehen sah; heute aber war es ein anderes, denn die Vorbereitungen ließen sie fast den ganzen Tag nicht zu Athem kommen. Erst wurde, was Schönes und Zierliches im Hause war, zusammengetragen in das Gastzimmer, das Paradies des Logis, mit den Möbeln von rothem Plüsch, dem Etagere mit seinem krystallnen Inhalt, dem Damen-Schreib- und Arbeitstisch, jetzt waren noch Teller und Tassen gerade, gleich einem Linienregiment aufzustellen, damit weder ein Dessertmesser, vielweniger ein Theelöffel oder ein Henkel der Tassen zur Linken stehe oder eine Linie abweiche von der geraden Richtung; Manschetten für die Lichter waren noch zu schneiden, das eben gefertigte Fillettuch über den gepreßten Teppich zu legen; aber jetzt kam der Gugelhopfen aus dem Ofen, ge-

spannt und mit pochendem Herzchen sah Julie die Treppe hinab, allein Lissette machte eine unheilverkündende Miene. „Wie fühlt er sich?" rief sie ängstlich: „doch nicht schwer?"

„Wenigstens nicht sehr leicht", sprach diese, als sie in das Cabinet trat und die bergende Hülle von dem Bezweifelten nahm. Prüfend wog ihn Julie in der Hand. „Gott der Gerechte! wie schön kam mir die Masse aus der Hand", klagte sie. Fast noch nie war sie so schaumig gerührt. „Wähnte ich doch, heute müsse er sein wie die Luft, so leicht und duftig, aber die Bäcker, ja, die müssen es immer verderben, es liegt der Fehler offenbar am Backen, und daß mir's eben heute passiren muß, diesen einer gnädigen Frau vorzusetzen! Wegen der da unten wär' mir's nicht, auch die andern denken wohl so vernünftig, es könne Jedem passiren; aber noch dazu die Räthin, vor der ich mir am wenigsten eine Blöße geben möchte."

„Ja, wer wird denn auch die einladen", schnippte die Jungfer dazwischen, denn Madame hatte ja in ihrer Gegenwart die Damen gehechelt, folglich durfte sie ihren Senf auch dazu geben. Aber obwohl Julie nicht immer den Muth hatte, dem Mädchen etwas zu untersagen, sie konnte doch auch wieder außerordentlich barsch sein und diese Momente kamen auch außerordentlich oft vor.

„Deinem schnabelschnellen Züngchen könntest du

wohl für die Zukunft einen Zaum anlegen, besonders im Beisein Dritter", herrschte sie dem Mädchen zu.

„So, da höre ich die Frau Hauptmann sprechen", eiferte das Mädchen, „aber es ist nur gut, daß ich nicht bei der Jungfer bin." Damit drehte sie sich, um ihrerseits auch ein wenig zu pochen.

„Aber wo laufst du denn hin?" rief die Gebieterin schnell, bring' einige Löffel voll Rosenwasser, den Zucker zur Glasur mit anzufeuchten, dann überpinselst du ihn damit, daß er noch einige Augenblicke in den warmen Ofen gestellt werden kann."

Auch der Gemahl bekam in Folge des schweren Gugelhopfens eine schwer verdauliche Antwort, als er nach einem Rest des mittägigen Capaunen fragte, um nach dem Vesper mit dem Hauptmann einen Ritt auf das Land zu machen, um dem ästhetischen Zirkel möglichst weit aus dem Wege zu sein! Er wußte wohl, daß bei derartigen Situationen „Nachgeben" das Beste sei und besänftigte noch dadurch am meisten die Gemahlin, daß er alles andere schön und was man ihm zu kosten gestattete, „süperbe" fand. Die Rechnung vom Conditor hatte Julie wohlweislich auf die Seite gethan, sie hätte er wahrscheinlich als Original nicht süperbe gefunden, es mußte erst einige Wochen vom Haushaltungsgeld ein Theil abgespart werden, denn in dieser Zeit kam abwechslungsweise ein halb Pfündchen Fleisch weniger und ein Gericht Kartoffeln mehr auf

den Tisch und wurde die Rechnung endlich in einer Miniatur-Ausgabe dem Gemahl präsentirt.

Nun sollte er noch Musterung halten über das Gesellschaftszimmer. Hier war nach seiner Ansicht Alles bis in's kleinste Detail in Ordnung; in der Mitte des Ovaltisches prangte der silberne Armleuchter mit drei Lichter, auf jeder Ecke ein silberplatirter; auf der rechten Seite der offene Flügel, ebenfalls mit Beleuchtung versehen; auf der linken das Büffet mit all seiner gaumenreizenden Schaustellung, ganz brillant beleuchtet. Das mußte Effect machen; jetzt wurden noch die Läden geschlossen und die Gardinen herabgelassen, damit die Damen gleich aus des Tages Helle einzutreten hatten in den Tempel der Nacht.

„Dürfte ich dich wohl bitten, lieber Eduard, mir heute zu erlauben, auch dein Zimmer zu öffnen? Es imponirt doch mehr eine Reihe von geöffneten Gemächern und die Damen könnten alsdann in dem deinigen ablegen", bat Julie schmeichelnd.

„Danke schönstens für diese Ehre", sprach Eduard, „ich will nicht, daß man das Näschen rümpft und Alles mit Tabakrauch parfümirt findet, was dort niedergelegt war."

Um zu prüfen, ob sein Lichtlein an ihm und dem Freunde nicht zum Verräther werde, hatte auch er zwar in seinem Zimmer eine künstliche Nacht bereitet und dasselbe angezündet, allein kein Schein zeugte von dessen

Anwesenheit. „Ist Alles ganz hübsch, ganz excellent", sprach er noch einmal, indem er sich vergnügt die Hände rieb und sich dann entfernte, seinen Freund — abzuholen.

Aber auch Julie war besänftigt, der kalte Rahm war heute wunderhübsch gerathen, man hatte nach Anweisung des Conditors eine kleine Dosis pulverisirten Gummi tragant dazu genommen, hauptsächlich aber ein geoffenbartes Geheimniß einer Künstlerin in dieser Branche befolgt, das diese mit den Worten ihren befreundeten Damen enthüllte: „Ich sage zu einer Milchfrau: Margareth, ich will lieber ein paar Kreuzer weiter bezahlen, nur einen recht dicken, guten, süßen Rahm." Dieß war ebenfalls befolgt und mit best erreichtem Zweck gekrönt. Nun ging's an die Toilette. Julie war eine kleine, sehr bewegliche Figur, wenn sie ein vis-à-vis für würdig fand, sich zu zeigen, fast stets wie auf dem Ballet, dabei herzensgut, nur war sie vor andern Eva's-Töchtern von Mutter Natur mit einer übergroßen Portion Neugierde begabt. Noch einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel, eine Schwenkung rechts und links, und herein trat die Frau Hauptmännin, in graue Seide gekleidet, heute wirklich hübsch, ohnedieß das Phänomen an dem Himmel der kleinen Garnisonsstadt.

„Aber wie dir das graue Kleid gut steht", rief Julie bewundernd, „und wo hast du denn die prächtigen

Spitzen gekauft, und diesen köstlichen Kopfputz, gwiß wieder aus der Residenz; ja, solche Quellen, da ist die Kunst nicht groß, elegant zu erscheinen. Aber glaubst du auch meine Sachen so in Ordnung?" Und damit führte sie die Ueberraschte in das glänzende Gemach. Nachdem Julie noch kurz ihr Gugelhopfen=Lamento angebracht, kamen die Damen, zuerst die Frau Physikus, eine kugelrunde Gestalt in amaranthrothem Seidenkleid und gelb gewirktem Shawl.

„Weil sie es gütigst erlaubt haben, so bin ich so frei", lispelte sie, indeß die beiden Hausfrauen anrückten, die Medicinalräthin in schwarzen, die Apothekerin in chocoladbraunen Atlas gehüllt. Auch die Kaufmannsfrau hatte der hohen Versammlung zu lieb eine Garnitur an dem olivgrün=seidnen Hochzeitkleid geändert, und das „Weil sie es erlaubt haben" wollte nimmer enden. Sie waren nun alle beisammen bis auf die Gnädige. Bon Ton erforderte es, w a r t e n zu lassen, und das geschah von ihrer Seite bis zum Uebermaß. „Wenn ich bitten darf, daß sich die Damen niederlassen", bat Julie mit einer zierlichen Handbewegung und einer graziösen Schwenkung des Oberleibs. Nun freilich, es konnte nicht anders sein, jede mußte sich „Schicklichkeit halber" wehren, den Sopha einzunehmen, und eine Geziertheit beherrschte längere Zeit die Anwesenden, nur die Frau Apothekerin ließ sich's nicht zweimal heißen, rechter Hand breitete sie ihr Atlaskleid

wohlgefällig zur größten Verlegenheit Julia's aus, denn der linke Sitz blieb für Frau von Erlenstein aufbehalten und gerade neben die mußte sie jetzt zu sitzen kommen.

Die Damen kramten die Arbeiten aus, besahen sich, musterten und prüften alle Gegenstände des prachtvoll ausstaffirten Zimmers, aber die Gnädige ließ unendlich lange auf sich warten. Es wurde wenig gesprochen, um so sehnsüchtiger mit dem reich beladnen Büffet geliebäugelt. Endlich wurde es laut vor der Thüre und Frau von Erlenstein begrüßte mit herablassenden Blicken und leichtem Neigen des hohen Hauptes die Versammlung. Sie war eine große imponirende Persönlichkeit, sonst stets sehr reich, heute nach Taxation der Anwesenden bloß in dunkeln Casimir gekleidet, den sie sonst in die Kirche oder in derlei gemischten Gesellschaften trug.

„Wie geht es Ihnen?“ wendete sie sich jetzt an Julie, ohne jedoch die Antwort abzuwarten, „ich bedaure sehr, die Damen mit dem Thee hingehalten zu haben, thut mir wirklich leid, Migräne wollte mir fast verbieten, zu kommen“, setzte sie mit einem sauersüßen Gesicht hinzu, indem die Damen allseitig über das geheuchelte Unwohlsein ihr nicht gefühltes Beileid bezeugten. Sie hatte sich mittlerweile neben die reichgekleidete Apothekerin niedergelassen und diese konnte durchaus nicht begreifen, daß sie sich mehr mit der Frau Räthin

zu ihrer Linken unterhielt, deren Putz, obwohl einfach, aber doch geschmackvoll, nur mitunter nach ihrer Ansicht etwas defect sei. Hätte sie freilich mit in die Wagschale genommen, daß das Wenige, was die Räthin sprach, sehr vernünftig gewesen, es hätte sich mit ihrem gehaltvollen Anzug vollkommen ausgeglichen.

Unterdessen wurde der Thee präsentirt, die Frau Hauptmännin prüfte klüglich die schwere und die leichte Seite des Gugelhopfen und zerlegte letztere in zierliche Schnitten.

„Der ist ja deliciös", sprach die Gnädige, indem sie einen sehr schmalen Streifen davon abschnitt und ungesehen unter den Tisch spedirte.

„Ich mag Gugelhopfen gern", refrainte die Apothekerin, anstatt des Compliments aber fand sie für gut, der Gnädigen damit zu beweisen, daß sie es besser verstehe, am Licht die leichten Speckstreifchen zu visitiren.

Die Frau Physikus erwiederte: „Dieses Backwerk ist auch meine Passion, besonders wenn sie so gut gerathen sind, wie man sie bei der Frau Oberlieutnant gewöhnt ist"; damit warf sie einen Blick nach der Thüre, unter der Julie eben verschwand, die nicht wußte, sollte sie die Worte ächt oder unächt nehmen, und einen bedeutungsvollen Fußtritt gab sie an ihre Nachbarin, die Kaufmännin. Julie präsentirte nun selbst der Apothekerin den kalten

Rahm, über den die Lobeserhebungen nimmer enden wollten, und den letztern überall gesucht und nicht gefunden. Sie dankte dafür mit den Worten: „Wo ich's Kochen gelernt, gab man Eierschnee blos zum reformirten Thee.“ — Ein kleines Erröthen der Frau Schwiegermutter. — „Es ist kalter Rahm, meine Liebe“, berichtigte Julie. — „Ach, so“, erwiederte diese, „dieß habe ich noch nicht versucht“, und damit wollte sie sich nun nehmen. Allein sie hatte beim Thee beständig Malheur. Jetzt konnte sie den Rahm nicht aus dem silbernen Löffel herausbringen, nachher die zierlichen Zuckerstückchen nicht in die Klamme hinein. „Ei was, meine Händ send jo sauber, i nemms mit der Hand“, sprach beherzt die Kaufmännin. Sie war eine Frau von praktischer Lebensansicht. Da sie indeß ein bedeutsamer Blick der Gnädigen traf, so sah sie doch ein (obwohl sie der Blick nicht einzuschüchtern vermochte), ihre Ladenconversation müsse sie heute abseits thun.

Die Tassen waren zur Seite geschafft, und die Confecturen eingesetzt und herumgereicht. „Sie genießen ja gar nichts, meine Damen“, klagte Julie. — „Doch, doch“, tönte es von allen Seiten. „Ihre Sachen sind alle so excellent, daß es fast schade ist, sie nur zu verspeisen“, sprach die Frau Physikus.

„Haben sie die Zimmtbrödchen selber laborirt?“ fragte wichtigthuend die Apothekerin. Ein

kleines Lächeln erfolgte und eine momentane Verlegenheit der Frau Schwiegermutter.

„Ja", erwiederte die Kostgeberin, „ich mache derlei meist selbst."

„So", erwiederte Jene, „der Zimmat ist aber theuer wirklich."

„Ich liebe ihn in allem sehr", sprach die Räthin."

„Ich sogar seine Farbe", die Hauptmännin, und sprach nun von Farbenharmonie.

Damit aber war nun eine Schleuse geöffnet, denn von der Farbe kam man auf die materiellen Gegenstände, die sie tragen, Hüte, Hauben, Kleider und Mantillen, es plätscherte mit einer Beredsamkeit, die keine Grenze finden wollte.

Der Frau Hauptmännin fiel endlich ein, auch einmal wieder was anderes aufs Tapet zu bringen, sie belobte die hübsche Flora Juliens.

„Ja", sprach Frau von Erlenstein, „auch mir ist es wahres Bedürfniß, mein Zimmer mit lebendigem Grün geschmückt zu sehen."

„Und Ihr reichhaltiges Gewächshaus, gnädige Frau, wäre mir wahrhaftig das Liebste von Ihrem ganzen Besitzthum", meinte Julie, der Herr Lieutnant im Nebenzimmer dachte ganz anders!"

„Es hat mich auch sehr gefreut, an meines Sohnes Frau eine Vorliebe für Blumen zu entdecken",

warf jetzt die Medicinalräthin ein, sie wollte eine edlere Seite zu ihrem Vortheil hervorheben.

„Ich, Mama? das glaub ich, ich mag die Botanerie gern!“ erwiederte diese jetzt zu ihrem Schrecken, indem sie sich durch das Lob geschmeichelt fühlte.

Ein allseitig unterdrücktes Lachen folgte, und um wenigstens den Mund öffnen zu dürfen, nahm die Kaufmännin das Wort: „Ich habe früher auch daran Geschmack gefunden, als Apothekers Tochter ist mir die Liebe zur Botanik angeboren, aber jetziger Zeit hat man zu thun, daß das Geschäft im Schwung bleibt, wenn man da nicht überall Fuchs und Haas ist, thut's nicht gut!“

„Das will ich meinen“, stimmte die Frau Physikus bei: „auf die Mägde kann man sich so nimmer verlassen, obwohl sie weit anspruchsvoller sind, als früher, ich könnte ein ganzes Buch schreiben über Magdmalheur“, und ob jede der Damen nun ein Buch nicht schreiben, wohl aber vorlesen wollte, so wurde Kapitel um Kapitel verhandelt. Von da gings auf die Viktualien über, auch hier wollte es kaum enden, zumal sich noch die meisten der Damen beschwerten, die Mägde nehmen das nächste Beste, und gehen nicht dahin, wohin zu gehen ihnen befohlen worden.

„Das wollt' ich keiner rathen“, sprach die Kaufmännin, „mich dergestalt anzulügen, da müßt'

ich doch dumm sein, ich sehe sie nur mit einem Auge an, hält sie den Blick nicht aus, und ich finde was verdächtig, so folgt darauf die Prüfung, und dann Allons, Marsch! Wenn ich aber weiß, daß sie es näher gut haben können, oder die Zeit drängt, so erspare ich ihnen selbst den Gang!"

„Bravo!" hallte es etwas dumpf, und die Damen sahen sich untereinander an, welche das Lob gezollt.

„Waren Sie wohl neulich bei dem vielgepriesenen Concert der Clavier-Virtuosen anwesend, gnädige Frau?" fragte die Hauptmännin, weil sie sah, daß diese sich langweilte bei einer so prosaischen Unterhaltung, und wollte deßhalb eine wohltönende Saite aufziehen. Es war diese sehr willkommen, denn sie war eine Kennerin der Musik, und verbreitete sich mit Enthusiasmus über die vollendete Virtuosität der Künstlerin. Auch Julie, die sich ebenfalls für sachkundig hielt, und dem Concert beigewohnt hatte, stimmte mit ein.

„Aber Emma", sprach sie endlich, „wie konntest du doch einen solchen Genuß versäumen! Du warst doch dort, nicht wahr?"

„Nein, du weißt ja, daß ich leidiger Weise damals große Wäsche hatte", gab diese heute noch verdrießlich zurück, und setzte hinzu: „Es ist sonst meine Passion nicht, diesem Geschäfte anzuwohnen, allein ich

wollte eine neue Methode einführen, und wenn man da nicht selbst anwesend ist, bringt man die Wäscherinnen nicht aus dem alten Geleise."

Ueber dem „Concert" war ein guter Theil der Gesellschaft auf einer Sandbank gesessen, es ging über ihren Horizont, kennertarifmäßig zu urtheilen, und um sich nicht zu blamiren, genügte ihnen das „Ja, Ja" und „Nein, Nein"; nun aber waren sie wieder flott, und vergnüglich plätscherten sie hinaus in die offene See. Emma aber vermeinte ein leises Kichern aus dem Nebenzimmer zu hören. „Julie, ist dein Mann zu Hause?" fragte sie leise. — „Nein, wo denkst du doch hin? oder wie kommst du denn jetzt zu dieser Frage?" erwiederte Julie ebenfalls so.

„Ist schon gut", sprach Emma, und trat an ihren Platz zurück, es war ihr nur leid, selbst etwas weniger idyllisches aufs Tapet gebracht zu haben; allein die Damen hatten auch schon diesen Zweig des Wissens wieder verlassen, und waren auf einen andern übergegangen, in dem sich das rein Menschliche zeigte in seiner formidabelsten Entfaltung, es war das Raisoniren und Kritisiren. Mit einem recht sichtlichen Wohlbehagen verweilten sie bei diesem Thema, und selbst die Gnädige stimmte ein mit der ganzen Fülle ihrer Ungnade, und da Emma wiederholt glaubte, ein kleines Geräusch in der nächsten Nähe zu vernehmen, so wollte sie jetzt Alles auf-

bieten, eine, eines ästhetischen Zirkels würdige Unterhaltung einzuleiten und festzuhalten.

„Den jungen Dichter aus ihrer Heimath, Frau Medicinalräthin, haben Sie gewiß auch sehr bedauert, daß er so frühe gestorben ist", begann sie jetzt. „Gewiß", gab jene zurück, „er war zwar längst leidend, aber doch bei meiner Abreise wieder so mobil, daß ich ganz überrascht war, die Traueranzeige zu lesen."

„Ja, und er muß ganz gewiß gestorben sein, denn mein Mann sagte, es käme auch officionell in der Zeitung", fiel die Sohnes-Frau der Schwiegermutter in die Rede. Eine momentane Verlegenheitsruthe bemächtigte sich dieser wieder, allein die Frau Räthin führte schnell das Gespräch weiter. „Es mußte freilich auch officielle Anzeige gemacht werden, er war ja Angestellter."

„Ingenieur war er früher bei der Eisenbahn, als ich ihn kennen lernte", sprach die Hauptmännin, „ich erinnere mich noch genau seiner ersten Gedichte und der Begeisterung, die sie allenthalben hervorriefen!" — „Ja, die Eisenbahnen", warf jetzt die Apothekerin ein, „die veranstalten allerlei, so haben sie auch eine Menakerie in den Resident gebracht, es sollen lauter fremde Thiere sein." Ein unglaublich verächtlicher Blick der Gnädigen traf sie dießmal, sie schien aber sehr geneigt, ihn für eine stille Bewun-

derung über ihre gelehrten Ausdrücke zu halten. Julie aber wollte die Medicinalräthin aus einer beschämenden Verlegenheit retten, und brachte sich selbst in eine, indem sie zur Hauptmännin sagte: „Aber nicht wahr, Liebe, wir beziehen eben doch seit dem Bau der Eisenbahn unser Bedürfniß an Kaffee und Zucker im Großen billiger?“

„So, so; da erwischt man die Frauen beim sauren Brei“, rief jetzt die Käufmännin, darum braucht man so wenig aus den hiesigen Läden!“ Julie glühte wie eine Purpurrose, aber sie wußte einen Blitzableiter für Verlegenheiten, und ergriff den Cristallpräsentirteller, auf dem sie eine Orange in Gestalt einer „Viktoria Regia“ aufgeschnitten, sie der Frau Apotheker zu offeriren. „Das mag ich gern“, erwiederte diese, „aber wo bringen Sie's denn her? das haben wir doch nicht in unserer Officin.“

Da sah die Frau Schwiegermama auf die goldene Uhr, sie hatte es satt, fortwährend zu erröthen, und ein allgemeiner Aufbruch erfolgte. Man wunderte sich, daß es schon so spät sei; „ja“, meinte die Frau Physikus, „bei so angenehmer Unterhaltung“, und alle stimmten in das Hohelied mit ein über den „vergnügten Abend“.

Zuerst entfernten sich die Frau Kaufmännin und die Physikus. Kaum waren sie aus der Haus-

thüre geschlüpft, so sprach letztere: „Aber die Langweilerei; ich hab' immer befürchtet, ich schlafe noch ein, und der Gugelhopfen liegt mir auch noch wie Blei im Magen.“ — „Mir net“, sprach die Kaufmännin, d'Apothekere hat mir glei was dazu gebe, zum Verdaue, 's Lache über ihre gelehrte Ausdrück, die thät besser dran, d's'swchätze, wie nera der Schnabel g'wachse ist.“

Jetzt kam die Räthin und mit ihr die Gnädige. „Gott, wie bin ich so froh, dieser lästigen Gesellschaft enthoben zu sein“, sprach letztere.

„Sie haben sich also schlecht amüsirt, gnädige Frau“, fragte jene.

„Das versteht sich ohne Frage, und braucht keiner Versicherung, es ist nicht anders möglich bei so halb gebildeten Leuten. Die Medicinalräthin war sonst eine Dame von gutem Ton, aber sie kam von einer Verlegenheit in die andere über ihre Frau Tochter, die mir durch das Extrem ihrer Beschränktheit eigentlich noch den meisten Spaß machte; wollte ich alle die Revue passiren lassen, so käme die Frau Hauptmännin zuerst an die Reihe, die stets durch ihre Schönheit zu imponiren sucht. Gott! wer war nicht auch einmal schön! nun, sie wird auch verblühen.“ Damit verloren sie sich in die Ferne.

Nun aber waren die Hausfrauen eine Treppe unter dem Aesthetischen heruntergeschwebt; die Frau

Apotheker konnte nicht genug rühmen, wie heiter es gewesen. „Nicht wahr Mutter", sprach der Herr Gemahl in glücklichem Wahn, „nicht wahr, mein Frauchen macht sich, sie mußten sich gewiß auch wundern, wie fein sie sich zu zeigen weiß?" — „Gewiß", sprach die Mutter, und dachte — gut, daß du nicht dabei sein mußtest, dich eines Schlimmern zu überzeugen. Das belobte Frauchen aber selbst meinte: „Und denk' nur, Wilhelm, die Frau von Erlenstein, die hat mich ganz frappant angesehen, wenn ich mit meiner Hofsprach zu Feld gezogen bin."

„Dieß glaub' ich, die wird sich gewundert haben, bist doch mein Goldkind!" sprach der Glückliche in seiner Täuschung.

Aber eine Treppe höher, da gings am lebhaftesten zu. Denn kaum war der ästhetische Kranz zerblättert, nur Emma war noch bei Julie, sich mit dieser zu besprechen: da öffnen sich die Flügelthüren zu des Lieutenants Zimmer, und „es speit das doppelt geöffnete Haus zwei Offiziere auf einmal aus!" und frohlockend fragte der Lieutenant: „Wo die verlorene Flasche zu trinken sei? Da sehen Sie als unumstößlichen Beweiß die ganze Unterhaltung zu Papier gebracht, Sie können nicht anders, als sich in Ihr Geschick ergeben", fügte er hinzu. — „Ja, ja, Emma, verloren, ist verloren", sprach der Hauptmann, und zu dem Lieutenant gewendet, fuhr er fort: „Ich

denke, wir lassen heute gleich die Flasche auf Rechnung meiner Frau im Gasthof holen, sie würde mir schlecht munden, wäre es eine von den meinen, sie muß sie von ihrem Nadelgeld bezahlen."

„Ein Kapitalvorschlag", meinte der Lieutenant. Emma aber weigerte sich beharrlich. „Dacht ich doch immer", sprach sie, „ich höre ein Geräusch und ein Gelächter daneben!"

„Ja, ich merkte auch, daß sie sich die Mühe gaben, ihre Wette nicht zu verlieren, aber trotz aller Mühe ist es nicht gelungen!" erwiederte frohlockend der Lieutenant; „aber wir geben Ihnen acht Tage Bedenkzeit, ist diese verflossen, und die Flasche nicht gewichst, so kommt all das Aufnotirte hinaus in die Ferne!" und da Emma sich nach acht Tagen ebenfalls weigerte, die Wette zu bezahlen, so sollen die Damen, die die Wette mitverschuldet, zur Strafe ihre Unterhaltung preisgegeben finden.

Malchen Fedor,

das Opfer der badischen Revolution.

Das schwere Scepter eines eisigen Winters war gebrochen, laue Winde und die wärmenden Strahlen einer Märzsonne streiften die letzten Spuren desselben aus der Natur, trillernd und schwirrend priesen die Sänger die Lüfte, freudiger murmelnd die Silberquellen der Felsgesteine den neuerwachten Frühling. Aber auch in der Brust des Menschen zieht er gleich dem neu belebenden Odem Gottes ein, freudiger hofft, fühlt und empfindet er; munterer entwindet sich die fröhliche Kindeswelt dem Banne der Stubenluft; munter auch tummelte sich eine Schaar junger Wildfänge in dem kleinen und freundlich gelegenen Städtchen Tiefenbach, um das Haus der verwittweten Räthin Bülow, meist Mädchen von 12—14 Jahren. Die munterste von allen schien Malchen, das jüngste Töchterlein der Räthin; fast zu groß, obwohl erst 13 Jahre zählend, zu dem kindlichen Spiele des Haschens.

„Nun, nun Malchen", tönte die Stimme der Mutter von oben, „nur nicht so ausgelassen, ihr tollt ja wie die Knaben, und bedenke doch, daß du kein Kind mehr bist, es ist nicht hübsch, so zu rennen."

„Ja, Mütterchen, morgen, wenn ich wieder Küchenjunge bin und du mich den Kaffee brodeln lehrst und ich die Speisen vorsetze, dann will ich altklug und traurig und alles sein, was du nur haben magst, aber heute laß mich tollen und springen", und husch ging es weiter.

„Malchen, 's ist auf dich abgesehen", tönte es abermals, aber von drüben herüber, und mit gleichen Schritten sprang Doktors Sannchen auf sie zu. „Dich hab' ich", rief dieselbe, doch ehe sie ihr ganz genaht, entwand sich Malchen den fangenden Händen und flugs war sie um die Ecke des Hauses.

„Husch, husch", rief sie spottend zurück und drehte sich wie eine Kreisel im Wirbel herum, doch in eben dem Augenblick knallte das Peitschensignal eines Kutschers vom Bock einer Droschke. Malchen schwindeld von dem Drehen, wußte nicht rechts oder links, vor oder rückwärts, das Gefährt kam in sausendem Galopp um die Ecke gerennt, und ehe sich's Malchen versah, lag sie blutend und gequetscht unter den Rädern desselben, doch auch eben so schnell war der Insasse der Droschke an ihrer Seite; es war der

reiche Schiffsherr Fedor, aus dem nahen Ettenheim. Sanft nahm er sie auf die Arme, sie der jammernden Mutter entgegen zu tragen. Malchen war bewußtlos, gleich einer Leiche legte er sie, gefolgt von dem Schwarm der zu Hilfe eilenden, auf das Ruhebett des Wohnzimmers nieder. Die Mutter beruhigend und Malchen mit Tropfen und Spiritus stärkend, harrte auch er sehnlichst des gerufenen Arztes. Endlich erschien derselbe und nahm zuerst eine gründliche Untersuchung der Verletzungen vor; die Stirne war lädirt und blutete stark, der Knöchel des rechten Fußes aber braun und blau durch einen Tritt des Pferdes, schien die bedeutendere, wenigstens die schmerzhafteste Beschädigung zu sein, und erst durch die Versicherung des Arztes beruhigt, daß keine schlimmere Folgen zu befürchten, entfernte sich Fedor mit dem Versprechen, später wieder zu kommen, um nochmals nach der Kranken zu sehen.

Erschöpft von Schrecken und Schmerz schlief Malchen endlich ein, die Stirne war verbunden, kalte Umschläge linderten die Schmerzen des Fußes, ihre Qualen vergessend im Schlaf. Mit gefalteten Händen, dem Höchsten dankend für Abwendung noch schlimmeren Unheils, saß die Mutter an ihrem Bette, fest das Auge auf des Kindes Antlitz gerichtet, doch keine zuckende Muskel ließ ein Wiederkehren des Schmerzes erkennen!

Schlummer, ruhiger, sanfter Schlummer, o du des Himmels beste Gabe, der du die Menschen vergessen lässest, daß sie nicht in den lichten Gefilden der Seligen, sondern in dem Thale des Jammers wallen, der du die Thränen des Elendes trocknest und den Schmerz der Kranken stillst, dem sorgenschweren, beklemmten Herzen die Ruhe verschaffst, die sie erquickt und stärkt zu dem neuen Kampfe ihres Pilgerlaufes und dem Müden seine Last abnimmst; und ihr, o süße, selige Träume, ihr gewährt dem Entbehrenden alles, alles, nach dem er umsonst die Hände sich wund ringt; ihr stillet die Sehnsucht verlassener Seelen und vereinigt sie wieder mit den frühe Entrissenen, ihr erlöset den Gefangenen seiner Bande und machet den Kranken gesund; auch Malchens Züge schienen verklärt, sanft lächelte sie, als ob ein seliges Entzücken ihre Seele erfülle. Doch plötzlich, sie wollte sich wenden, sie brachte den Fuß in eine andere Lage und mit einem Weheruf des Schmerzens erwachte das Kind, sich weinend an der Mutter Brust zu schmiegen.

„Ach, warum mußt' ich erwachen", klagte das Mädchen, „mir träumte so süße und schön; denke nur, Mutter, ich war mit Papa und Herrn Fedor in einem großen, schönen Garten, da solltest du die Pracht gesehen haben, das Laub der Bäume war Silber, die Früchte von Gold und die Tautröpfchen

der Gräser die schönsten Diamanten; wie mir da so wohl, so unaussprechlich wohl war, und Herr Fedor, auch Herr Fedor war so glücklich und Papa so heiter, als wir im Garten lustwandelten; da kamen wir an ein Beet mit schönen weißen Rosen, ich wollte mir davon brechen, aber es ging nicht, Herr Fedor aber brach mir einen Strauß, da war mir erst recht wohl; nun sollte ich aber auch einen Kranz von weißen Rosen haben, da kam ein kleines, kleines Kind und bat mich, keinen solchen Kranz zu tragen; Herr Fedor brach die Rosen und wand sie zu einem Kranz, aber Mutter, bis der Kranz gewunden war, das war ein Schmerz, o ein quälender Schmerz, aber nur einen kleinen Augenblick, der Kranz war fertig, war mir auf das Köpfchen befestigt und nun war mir wieder wohl, viel wohler als zuvor, ich flog mit Papa durch die Lüfte, Herr Fedor aber blieb zurück und weinte. Gelt, Mutter, das war schön. Aber Herr Fedor kommt ja nimmer", klagte das Kind.

„Doch, doch, lieb Malchen", sprach Fedor, eben in die Stube tretend, „sieh, ich bin schon da; aber wie geht dir's, mein Kind? Bist du mir nicht böse, daß du um meinethalben diese Schmerzen erduldest?"

„Nicht Ihnen bin ich böse", entgegnete Malchen, „aber Ihren Pferden, die haben mich umgeworfen und getreten und die verdienen auch Strafe. Aber wie straft man sie denn?"

„Das will ich dir sagen, lieb Malchen; wenn du wieder gesund bist, so müssen sie dich abholen zu uns nach Ettenheim und dich dort mit meiner Wilhelmine alle Tage spazieren fahren, denn Wilhelmine ist so alt wie du und gibt dir eine passende Gespielin."

„Wie", fragte Mad. Bülow, „Sie hätten ein Kind schon von 13 Jahren?"

„Vierzehn zählt sie bereits", gab Fedor zurück, „ist aber nicht meine rechte Tochter, sondern das Kind erster Ehe meiner Frau", und nun erzählte er: „Ich erlernte in Hamburg die Handlung und kam endlich als erster Commis in das Haus eines reichen Banquiers, Vater und Sohn waren associrt; der Sohn erst seit einigen Jahren verheirathet, lebte in einer sehr glücklichen Ehe, und es war immerhin schön, die Ergießungen über sein Glück zu vernehmen, es sei zu viel des Glückes für diese arme Erde, meinte er stets unter Befürchtungen einer Störung; auch seine Frau suchte durch reiche Spenden an Nothleidende die launische Fortuna zu binden, sich ihres Glückes würdig zu machen; nun freilich, reiche Gaben konnte sie geben, ohne sich wehe zu thun, und was Andere gar nicht gekonnt, das war für sie nicht einmal ein Opfer, mehr aber war es für sie die Art und Weise, wie sie dieselben vertheilte; spat und früh suchte sie in eigener Person, oft in ärmlichsten und schmutzigsten

Baracken, das Unglück auf, Kranken sendete sie den Arzt, bezahlte Medicin und reichte kräftige Speisen; verwahrloste Kinder kleidete sie und schickte sie zur Schule, und an wie manchem Leidenslager sprach sie Worte des Trostes, wie manchem vom Schicksal zernichteten Wesen bereitete sie ein glücklicheres Dasein.

„Ein Sturz ihres Gatten vom Pferd, der auch einige Stunden darauf sein Leben endete, war der Anfang des Unglücks in einem Hause, das bis dahin nur Glück, Pracht und Herrlichkeit gesehen. Er starb in meinen Armen, und ich gestehe jetzt, Malchens Unfall hat mich tief erschüttert, dieses blutende, leichenblasse Angesicht erinnerte mich zu lebendig an das Lebensende meines früheren Chefs. So ungestüm auch anfangs der Schmerz und die Klagen seiner Wittwe waren, so war sie doch zu religiös, um sich nicht fügen zu können unter den Willen des Höchsten, und rührend war es, sie auf die ewig dauernden Beileidsbezeugungen mit ihrer Lieblingströstung antworten zu hören, einen Vers, den sie mit wirklich ergebener Resignation in die Fügungen des Allmächtigen betete, erlauben sie mir wohl, Madame, Ihnen mitzutheilen:

Gott, wie dunkel ist Dein Walten
Und Dein Rath umhüllt mit Nacht,
Was Dein Wille konnt erhalten,
Gabst Du in des Grabes Macht;

Doch verdeckt in finsterer Hülle,
Bleibt gut, weise doch Dein Wille,
Vater, meine Zuversicht,
Du verläßt Dein Kind doch nicht.

„Ihr und dem einzigen Kinde", fuhr Fedor zu erzählen fort, „wurde das Vermögen in Liegenschaften gesichert, und kaum waren die Sachen bereinigt, so kam das Unglück Schlag auf Schlag über die Familie; unglückliche Spekulationen, der Untergang eines Handelsschiffs, Fallimente einiger Banquierhäuser, mit denen wir in Geschäftsverbindung standen, kurz die schnell auf einander folgenden Verluste waren so groß, daß das Geschäft sich auflöste und außer dem der Sohns-Frau Zugesicherten wenig mehr übrig blieb. Da kann man sehen, wie leicht sich auch der größte Reichthum zersplittern, der Mächtigste von seiner Höhe gestürzt, wie unbeständig all' das irdische Gut ist; fast all' die Auflösungsgeschichten gingen durch meine Hände, und ich kann sagen, meine Erfahrungen reiften in diesem kurzen Zeitraum um 20 Jahre.

„Auch der Tod meines Vaters", erzählte Fedor weiter, „fiel in diese Periode. Meine Mutter, ohne andere Stütze, rief mich zurück, das eigene Geschäft zu leiten. Es ward mir unendlich schwer, mich von einer Familie zu trennen, mit der ich so viele Leiden durchlebt, aber auch Mitgenosse aller ihrer Freuden gewesen!

„Meine Mutter wollte sich von allem lossagen, ich sollte den eigenen Herd gründen, mir eine Frau wählen; obwohl ich nun erst 26 Jahre zählte, die Wittwe meines verstorbenen Prinzipals aber 29, so hatte ich doch zu viel achtungsvolle Anhänglichkeit und nahm auch einen zu innigen Antheil an ihrem ferneren Geschick, als daß ich mich nicht entschlossen hätte, um sie zu werben. Zehn Jahre sind seit unserer Verbindung vergangen und ich hatte noch nie Ursache, diesen Entschluß zu bereuen, denn obwohl auch meine Tage kommen werden, die mir nicht gefallen, Gott sei es gedankt, die bisherigen zogen dahin, ungetrübt, ruhig und still, wie der Mond vorüber zieht. Meinte ich doch in jedem meinem Beginnen den Segen zu erblicken, den mir mein alter Chef bei unserer Verlobung verhieß, nicht nur für die Wohlthaten meiner Gattin, sondern auch für die Treue, mit der ich sein Unglück ihm durchkämpfen half."

„Gewiß, gewiß", erwiederte Mad. Bülow, „der Unglücklichen Thränen zu trocknen, zu trösten, die betrübten Herzens sind, o, dieß verdient des Himmels reichsten Segen, und blüht er auch nicht auf dem Pfade des Lebens, verloren geht er dennoch sicher nie! Es hat nicht Jeder gute Tage, der sie verdient, ist eine alte Erfahrung, aber auch nicht alle diese Tage sind böse, die wir dafür halten, denn besonders diejenigen, die der Herr betrübt, weiß er auch

mit reicher Gnade in seinem allmächtigen Schutz zu erhalten. Wie oft war auch mir vergönnt zu erfahren, wie er für Wittwen und Waisen sorgt, fünf unerzogene Kinder standen mit mir um das frühe Grab meines Gatten, und mit jenem Dichter konnt ich füglich sagen:

Ich hab' so manchen Morgen,
So manche liebe Nacht,
In Unruh und in Sorgen
Des Herzens zugebracht.

„Doch nun Gottlob sind drei meiner Töchter glücklich, wenn auch nicht glänzend, geborgen, mein einziger Sohn, der mir am meisten Sorge machte, denn er war ein wilder und ein unbändiger Junge, er ist nun Hauptmann, und Malchen mein letztes und jüngstes Kind."

„Ist dein liebstes und brävstes, gelt Mütterchen", fiel Malchen munter ein.

„Nun, das wollte ich eben nicht sagen", erwiederte die Mutter.

„Ja, gesagt hättest du's freilich nicht vor mir, aber gedacht hast du's um so gewisser", meinte Malchen lachend, „aber Ihre Wilhelmine, Herr Fedor, die könnte ja auch kommen und mich besuchen."

„Nun wohl, Malchen", gab Fedor zurück, wenn es dir Freude macht, nächsten Sonntag, und auch

meine Gattin, sprach er mit einer Verbeugung zu Mad. Bülow, wird sich erlauben, Sie zu besuchen."

Er empfahl sich und bald hörte die Frau Räthin das Rollen seiner Räder, die fast ihrem Kinde das Leben gekostet. Malchen aber zählte Tage und Stunden, bis es Sonntag wurde, sie freute sich eben so sehr, Herrn Fedor, der durch seine Freundlichkeit und ihren Traum ganz besonders gut bei ihr angeschrieben war, als auch Wilhelmine, die neue Bekannte, zu sehen. Ihre Besserung machte schnelle Fortschritte und der Arzt erlaubte ihr, Sonntags außer Bette zu sein, was auch Fedor, der noch immer für sie in Sorgen war, beruhigte, als sie ihm an dem endlich gekommenen Sonntag nur wenig hinkend entgegen hüpfte.

„Du bist ja wieder ganz mobil, Malchen", war seine freudige Begrüßung, „um so schneller werdet ihr Mädchen euch kennen und lieben, denn auch Wilhelmine freute sich sehr, dich zu kennen."

Und in der That, es war auch so, die Kinder waren bald so vertraut, so freundlich zusammen, daß es die Lust der Eltern war, die indeß auch ihrerseits eine innigere Freundschaft schlossen, denn die Gattin Fedors war eine sehr verständige, allseitig gebildete Dame, und obwohl nun der Absprung des Alters zwischen ihr und Fedor deutlicher hervor trat, immer noch hübsch zu nennen. Fedor war nun für immer der treuste Freund der Familie Bülow, nichts von Interesse durfte in derselben

geschehen, ohne zuvor seinen Rath zu vernehmen. Malchen verehrte ihn als ihren Vater, und ihn zu sehen, um ihn zu sein, war ihr stets eine festliche Freude. Auch mit Wilhelmine wurde ihre Freundschaft inniger, je älter die Mädchen wurden; jedes kleine Geheimniß der einen ward der andern vertraut, kein Concert und kein Ball konnte in Tiefenbach gehalten, ohne daß Wilhelmine citirt war; Malchens Anwesenheit war Bedingung bei jeder Kirchweih und jedem Kränzchen in Ettenheim. Aber auch bei Wilhelminens jüngern Geschwistern war Malchen das Ein und das Alles, das A und das O, der Anfang und das Ende, sie erzählte Geschichten, sie spielte, sie tollte mit ihnen, kurz sie war der Abgott des ganzen Fedor'schen Hauses. Und als Wilhelmine als die Gattin eines angesehenen Mannes in ihre Vaterstadt Hamburg zurückkehrte, erbat sie sich Malchen als Begleitung, sie hoffte im Stillen, sie dorten zu binden, um sich nie von einer Freundin trennen zu dürfen, die es so treulich mit ihr meinte, der sie so ganz ergeben war. Entschieden jedoch weigerte sich Malchen auch der besten Parthien, und fast wollte es Wilhelmine bedünken, als ob zum ersten Male ein Geheimniß der Freundin nicht in ihre Brust gelegt sei.

Allein auch in Tiefenbach schlug manch' liebendes Herz umsonst dem schönen Kinde entgegen. Malchen hatte sich nach und nach den Beinamen „der Spröden mit den weißen Rosen" erworben. Denn weiße Rosen

waren von ihrem Unfall an ihre Günstlinge, auf jedem Gartenbeet pflanzte sie weiße Rosen; weiße Rosen bekränzten bei allen Festlichkeiten das blonde Lockenköpfchen und: „weiße Rosen", konnte sie oft in schwärmerischer Melancholie sagen, „weiße Rosen sollen einst auf meinem frühen Grabe blühen.

Ein bedeutendes Brandunglück in einem Oertchen des Amtsverbandes gab Veranlassung, ein Dilettanten-Concert zum Besten der Verunglückten zu veranstalten, und jedem Mitglied besonders wurde die Verbindlichkeit aufgelegt, allen Bekannten von nah und von fern Einladungskarten zu ertheilen, um den Ertrag so ergiebig als möglich zu machen. Malchen besaß eine herrliche Singstimme und war somit eine Hauptperson unter den Concertgebenden. Es freute sie deßhalb um so mehr, daß dasselbe mit dem Geburtsfest der Mutter zusammenfiel und somit ihre eigene Familie zahlreich vertreten wurde, denn an diesem versammelten sich regelrecht alle Kinder und Kindeskinder des Bülow'schen Hauses, und nicht nur die ganze Verwandtschaft war komplet beisammen, auch Fedors waren gekommen und auch Malchens Bruder hatte mehrere Bekannte aus der Garnison mitgebracht, so daß die Gesellschaft eine recht zahlreiche zu nennen war.

Malchen war zu spät aus der Probe gekommen, war noch nicht mit ihrem Ornat zu Ende, als die

Ettenheimer gekommen; endlich trat sie ein, wirklich hübsch und liebenswürdig, einfach und doch äußerst geschmackvoll gekleidet, ein himmelblaues Seidenkleid mit weißen Blonden geziert, eine Schnur ächter Perlen um den schlanken Hals, auf den reichen blonden Locken — ein Kranz weißer Rosen. Alles betrachtete die liebliche Erscheinung mit stillem Entzücken.

„Aber wie Malchen heute aufgedonnert ist!" brach endlich Fedor das schweigende Staunen.

„Ja", meinte ihr Schwager, „sie trägt heute auch ein besonderes Herz zum Erbarmen, es schmachtet ein junges Blut um sie und heute kann sie nichts versagen, Doktor Edmund wird Erhörung finden."

„O, wenn meine Armen so gewiß eine reiche Ernte halten", lachte Malchen, „und ich nicht stecken bleibe in meinem Solo, als er diese prophezeite Erhörung nicht findet, dann ist Alles gut; solch ein Milchgesicht mag mir nur fein ferne bleiben!"

„Nun, holdes Fräulein", begann einer der jungen Lieutenants, der das „Milchgesicht" nicht recht verdauen konnte, „nun, holdes Fräulein, sie haben hier eine wahre Stufenleiter männlichen Alters, von dem Knaben Arthur bis zu ihrem greisen Großpapa, bitte, geben sie doch eine nähere Definition, auf welcher Sprosse derjenige stehen müßte, den sie für würdig erachten, diese Festung zu erobern!"

Mechanisch folgten Malchens Augen den Winken und Agitationen des Offiziers, ihre Blicke hafteten unwillkürlich auf Fedor, sie lauschte der Unterhaltung dessen mit ihrem Bruder über die Organisation der Bürgerwehr, und vergaß die Antwort dem Lieutenant zu geben; dieser aber nahm in scherzendem Tone die Unterhaltung wieder auf.

„Schade nur", sprach er, zu Madame Fedor gewendet, „daß sie keine Anlage zur Eifersucht haben, die Veranlassung wäre zur Hand, denn hätte mir ein solcher Blick gegolten, mich sollten die Götter beneiden."

Tiefer als er es nehmen konnte, tiefer als nur eines der Anwesenden glaubte, war dieß Wort gefallen, Madame Fedor vergaß nie, daß sie älter, als ihr Gatte, daß, obwohl sie sich einer ununterbrochenen Gesundheit erfreute, ihre Haltung noch eine jugendliche war, doch hie und da ein Silberschein unter der rabenschwarzen Zierde ihres Hauptes von näherndem Alter zeugte, Fedor dagegen sich immer noch unter die schönsten Männer zu zählen berechtigt war. Um ihre Verstimmung nicht merken zu lassen, sprach sie, den Scherz verfolgend, zu Fedor:

„Undankbarer, man beneidet dich um eine Eroberung, die du nicht einmal beachtest."

„In was besteht sie denn?" fragte Fedor überrascht.

„Malchens Herz hast du besiegt, sie würde dir heute versprechen, dich nach meinem Tode als Gemahl zu erwählen“, sprach Madame Fedor.

„Malchen findet Sie unter uns Allen am liebenswürdigsten“, sagte zu gleicher Zeit der Lieutenant.

„Aeußerst schmeichelhaft für mich“, entgegnete Fedor, „doch möchte ich's lieber aus deinem eigenen Munde hören.“

„Nein, nein“, rief Malchen verlegen, „Beide haben unrecht, Keines sagte ihnen Wahrheit, doch sie sollen triumphiren; ersteres kann ich ja versprechen, ich weiß, es kommt nicht zum Halten, letzteres behaupte ich nun den Anderen zum Trotz.“

„So, bloß die Andern ein wenig zu ärgern, kommt nur die Schmeichelei von Malchens Lippen“, erwiederte Fedor, „dieß wäre freilich im Stande, meine Eitelkeit in etwas herabzustimmen; doch es ist Zeit aufzubrechen, unsere Lerche muß sich doch im Concertsaal erst sammeln können, denn ihr Herzchen pocht doch etwas ängstlich der Sache entgegen.“

Und in der That, er hatte recht gerathen, so sicher auch Malchen sonst in Spiel und Gesang war, es hatte sich ein zahlreiches und glänzendes Auditorium versammelt, nicht nur ihre Stimme, auch ihre weißen Rosen zitterten leicht beim Beginn ihres Gesangs; doch bald hatte sie diese Schüchternheit überwunden, voll und rein war ihre Stimme, ihre holde

Gestalt trug das ihre dazu bei, sie verließ ein vollkommen zufriedenes und begeistertes Publikum.

Mitternacht war vorüber, als die Besucher des Concerts sich trennten. Fedor, der noch die Bülow'sche Familie nach Hause begleitete, war heute äußerst heiter gestimmt, besonders durch die allgemeine Anerkennung, die Malchens Leistung gewann, denn sie war immer sein Lieblingskind, sein Herzkäfer, wie er sie nannte. Er hatte sich von Allen verabschiedet, als er nochmals zurückrief: „Schlaf wohl, Malchen."

„Dito", tönte es zurück.

„Und vergiß nicht deines Versprechens", vollendete Fedor.

„Dito, dito", hallte es abermals und ohne Bedenken von Malchens Lippen, indem sie die Treppe hinaufsprang.

Erst im stillen Kämmerlein, die Erlebnisse des heutigen Tages Revue passiren lassend, strafte sich Malchen, leichtfertig in die etwas weingrüne Laune Fedors eingestimmt zu haben. Und doch, sie hatte ja auch versprochen, bald nach Ettenheim zu kommen, wahrscheinlich hatte er dieses Versprechens gedacht.

Schon graute der junge Tag aus Osten und zertheilte den Schleier der Nacht, als Fedors Gefährt ans Ufer des Stromes gelangte, sich übersetzen zu lassen, die Fähre war bereits fest gelegt, der Kutscher stieg ab, die Pferde sicher in dieselbe einzuleiten.

„Mir bangt dießmal seltsam vor der Ueberfahrt“, sprach tiefbewegt Madame Fedor, „ich war doch sonst nie ängstlich, aber heute, lieber Julius, wäre ich dir dankbar, wenn du ausstiegest und selbst das Rudern beaufsichtigtest“, und alsbald genügte Fedor dem Wunsch der Gattin, indem er sie zuvor noch beruhigte, zugleich aber auch sein Verwundern bewieß, da sie so oft schon in dunkelster Nacht die gleiche Ueberfahrt, ohne auch nur einen Schein von Aengstlichkeit zu zeigen, zurückgelegt habe.

Feierlich still lag noch die Natur in dem Schlafe, nur hie und da flog ein Vogel empor in die Lüfte, fröhlich sein Morgenlied trillernd, friedlich zogen die Wolken dahin, nur unterbrochen von dem Ruderschlag des Fährmanns, ruhig und ungestört gelangte auch die Fähre bis in die Mitte des Flusses, ein frachtenbeladenes Schiff segelte stromaufwärts und von der Wasserstraße herüber tönte das einstimmige: „Hi, hi“ der Schiffsreuter. Das schwere gewichtige Schiffsseil schwebte in der Nähe der Uebersetzenden. Der Kutscher und ein Fährmann hoben dasselbe empor, es über das Gefährt hinweggleiten zu lassen. „Hi, hi“, tönte es abermals von jenseits herüber, rasch zogen die Pferde der Schiffsreuter an, rasch auch schnellte das Seil empor, die Wucht desselben warf den Kutscher zu Boden, erfaßte das Dach des Gefährts und im Nu war es gehoben, gestürzt, Madame Fedor in den

Wellen verschwunden, die Garnitur des seidenen Gewandes jedoch fing sich bei dem Sturz an einem Haken der Fähre, und so gelang es, sie alsbald den Fluthen zu entreißen. Kaum war noch eine halbe Stunde verstrichen, und sie befand sich der nassen Hülle entledigt im wärmenden Bette. Der Arzt sollte gerufen werden, Madame Fedor lehnte es ab, Ruhe und einige Stunden Schlaf würden Alles wieder gut machen; dem war aber nicht so, eine Entzündungskrankheit war die Folge der Erkältung und ehe noch acht Tage vergangen, stand Fedor am Bette der Todten.

Sie war der gute Genius der Ihren gewesen, mit frommem Walten hatte sie ihr Haus regiert, so manches liebe Mal das aufbrausende Gemüth des Gatten in das rechte Geleise zurückgebracht. Aber auch die Armen und Bedrängten verloren mit ihr eine Seele, die sich ihrer Leiden erbarmte, deren getrocknete Thränen ihr droben als die Perlen eines Himmelsdiadems entgegenglänzen konnten. Leer wie eine Todtengruft fand Fedor die ganze weite Welt, und obwohl er die Gattin im Leben nie betrübt, sie stets mit gleicher Liebe und Achtung behandelt hatte, so glaubte er doch jetzt erst einzusehen, wie unendlich viel er an ihr verloren, wie glücklich er in ihrem Besitz gewesen. Ein düsterer Unmuth lagerte sich auf seiner Stirne und vermehrte sich noch bei den Kup-

peleien der Bekannten, die nach der Welt Gewohnheit schon ihren Anfang nahmen, als über dem Hügel der Todten noch kein Gras gewachsen.

Eine alte Tante übernahm es, das verwaiste Hauswesen zu leiten, so gut wie möglich den Kleinen die Mutter zu ersetzen, und nur die Zeit heilte einigermaßen den herben Schmerz Fedors; mit ihr brachten aber auch die überall ausbrechenden Unruhen einige Bewegung in sein düsteres Hinbrüten. Die Organisation der Bürgerwehr war das erste, an dem er wieder mit einigem Interesse Antheil nahm, er wurde einstimmig als Hauptmann derselben erwählt. Wen anders hätte auch die Wahl treffen können, war er doch die erste, die hervorragendste Persönlichkeit des Ortes und der ganzen Umgebung, seine hohe kräftige Mannesgestalt, sein funkelndes Auge, sein ganzes Wesen wie erkoren zum Befehlen, willig und ohne Zögern gehorchten ihm seine Untergebenen, niedergedonnert auch nur durch ein strafendes Wort, sammelten sich auch die Unbändigen unter seiner Fahne. „Wer überlegt, wenn ich befehle?" hätte er fragen können und keine Miene des Ungehorsams gefunden. Ein erneuter Reiz war seine militärische Würde in den Augen so mancher gereifteren Jungfrau, so mancher jungen Wittwe und wohl schwerlich wäre Fedor irgendwo als Freier ein unangenehmer Gast gewesen.

Eine Reise in Schiffsangelegenheiten unterbrach seine militärischen Uebungen. In Rotterdam gab es Anstände in Handelsgeschäften.

Lange war er nicht mehr unten gewesen, freudig schritt er daher auf seine alte Herberge, den Gasthof zum goldenen Greifen, zu. Die Wirthin, eine hübsche junge Frau, war die erste, die ihm mit freundlichem Willkomm entgegeneilte.

„Warum denn auch Sie in diese Farbe der Trauer gekleidet?" fragte Fedor, und mit Ahnung setzte er rasch hinzu: „Wo ist ihr Gemahl, Freund Mira?"

„Er schläft längst den tiefen Schlaf des Todes", sprach sie tief ergriffen, „die Unruhen der Zeiten brachten ihm den frühen Tod. Das Archiv des Grafen von Sturm sollte geplündert werden, die gräfliche Familie selbst war in höchster Gefahr, mein Mann eilte ihnen zu Hilfe, kaum gelang es ihm, dem Grafen zur Flucht zu verhelfen, als auch ein Schlag der tobenden Plünderer ihn zu Boden streckte; mit dem Verlust des eigenen Lebens hatte er das des Grafen gerettet."

Fedor nahm tiefen Antheil an dem Geschick des Freundes, und um so schmerzlicher war ihm die Kunde, als sie auch die noch nicht vernarbte Wunde des eigenen Herzens aufs Neue bluten machte. Düsterer mischte er sich in das Getümmel des Gasthofs, emsiger aber suchte er seine Geschäfte zu betreiben. Jedoch, länger als er gehofft, hielten sie ihn fest und — traulicher als er ge-

wollt, gestaltete sich nach und nach das Verhältniß der schönen Wittwe. Die Stammgäste des Greisen selbst suchten zu vermitteln, und nur ein geheimes Etwas, das sich Fedor selbst nicht zu erklären wußte, hielt ihn von einer förmlichen Werbung zurück, die auch, dessen war er gewiß, mit dem besten Erfolg gekrönt worden wäre.

Zu großem Bedauern der Wirthin reiste er ab, ohne sich erklärt zu haben; doch schon auf halbem Wege wollte ihn selbst gereuen, es nicht ins Reine gebracht zu haben, und fest nahm er sich vor, sobald er zu Hause angelangt, eine Werbung um ihre Hand nachzuholen. Doch hier nahmen die Sachen eine andere Wendung, als er gedacht.

Er traf ein Schreiben von Malchens Mutter, worin sie ihn bat, baldmöglichst nach Tiefenbach zu kommen, sie habe Wichtiges mit ihm zu berathen und versehe sich sehnlichst seines freundlichen Beistandes. Malchen aber hatte ein geheimes Billetchen in dasselbe zu prakticiren gewußt, und ihn gebeten, an dem und dem Tage zu kommen, weil an diesem die Mutter zur Taufe geladen und sie ihn nothwendig vorerst allein sprechen müsse, ehe er der Mutter zu Gesichte komme. Fedor wollte sie nicht umsonst harren lassen und als er an dem bestimmten Tage in das Wohnzimmer der Räthin Bülow eintrat, traf er Malchen, wehmüthig das Köpfchen auf die Hand gestützt, an dem Arbeitstischchen sitzend.

„Gott sei es gedankt, daß sie da sind", waren ihre mit Thränen begleitete Worte. Er führte sie an ihr Plätzchen zurück und setzte sich neben sie, und auf sein Befragen, was es denn so Trauriges gebe, erwiederte sie: Doktor Edmund setze aufs Neue seine Bewerbungen fort, er sei seit Kurzem Amtsarzt im Städtchen, und sie werde nun tagtäglich von all den Ihren bestürmt, eine solch gute Parthie nicht unbeachtet zu lassen und doch, fuhr sie fort, so oft sie auch einsehe, daß die Mutter mit ihren stets repitirten Vorstellungen recht habe, so sei ihr doch ein für allemal nicht möglich, den Doktor zu nehmen. Die Mutter werde ihn bitten, da sie wisse, wie viel er über sie vermöge, doch ja recht ernstlich in sie zu dringen, seine Werbung nicht auszuschlagen, sie aber ersuche ihn, der Mutter zu sagen, daß sie nicht könne und daß sie sie deßhalb mit ferneren Anmuthungen verschonen möchte.

„Aber Malchen", sprach Fedor, „ich sehe doch wahrhaftig selbst nicht ein, warum du einen solchen Widerwillen vor Edmund bezeigst, er ist ein hübscher Bursche, ein verständiger Arzt und bietet dir eine gesicherte und nebenbei eine sehr anständige Existenz, ich versichere dich, nicht überall fände der Doktor solch beharrlichen Widerstand, und manche Jungfrau würde sich gratuliren, ihn bei sich als Freier zu sehen."

Thränen und Schluchzen waren die stille Antwort Malchens.

„Oder sage mir, liebes Kind, hast du vielleicht schon dein Herz vergeben, und es ist dieß, was dich hindert, eine andere Wahl zu treffen?" fragte Fedor weiter. Schweigend und roth bis über die Ohren sah Malchen unter sich. Fedor sah nun wohl, daß er keinen falschen Schluß gezogen und hier den wunden Fleck getroffen habe. Lange sah er Malchen an, sie schien indeß nicht entschlossen, ihn in das Geheimniß einzuweihen. „Nun, Malchen", sprach er endlich, „wenn ich dir recht soll rathen können, so ist die erste Bedingung, daß du offen gegen mich bist. Daß du bereits gewählt, weiß ich nun schon, wen du aber gewählt, dieß muß ich wissen, um deine Wahl — ich fürchte nicht von dir, daß sie einen Unwürdigen getroffen — der Mutter mittheilen und sie vor derselben vertheidigen kann, falls sie noch zauderte, ihre Einwilligung zu geben."

„O, das ist es nicht, was ich befürchte", erwiederte Malchen, „aber — ein gewichtiges Aber; der Mann, den ich erkoren, hat noch nicht um mich gefreit, scheint mich gar nicht zu wollen", setzte sie verschämt hinzu.

„Wie", sprach Fedor, „mein Malchen sollte verschmäht sein, das liebenswürdigste Kind, das weit und breit zu treffen? Nicht möglich!"

„Und doch so wahr", versetzte Malchen mit lächelndem Mund und thränenden Augen, „und wollte

einst mein Versprechen, und nun, seit einem Jahre seine Hand befreit, vergißt er desselben und freit um Andere."

Wie ein Licht stieg es da in Fedor auf, hastig schritt er die Stube auf und nieder. Malchen bedeckte verschämt das Gesicht. Aber nein, sprach Fedor zu sich selbst, nein, ich täusche mich, Malchen noch nicht neunzehn Jahre, ich zähle bereits meine zwei und vierzig, Wittwer mit vier Kindern, nein, es ist Täuschung. Er setzte sich zu Malchen, nahm ihre Hand: „Sage mir, ich bitte dich, sage mir einen Namen, laß mich nicht länger in diesen Zweifeln.

Thränend senkte sie das Köpfchen an seine Brust, „Julius Fedor", lispelte sie.

„Liebe Theure", entgegnete Fedor, „wolltest du den armen Waisen Mutter sein, mein Alter pflegen? bedenke, mein Kind, noch steht der von dir Gewählte in rüstiger Manneskraft, laß ein Jahrzehnt nur vorüber gehn, und er ist unter das Alter zu rechnen."

„Er wird die Stütze meiner Jugend, der Stab sein, um den sich das schwache Pflänzchen meines Lebens windet", erwiederte Malchen.

Ein Bund, auf die Strebepfeiler Achtung und Vertrauen gestützt, war geschlossen, dem nicht der Segen der Mutter ermangelte, aber auch nicht die scharfe und beißende Kritik der geschwätzigen Welt. Fedor, hieß es, gehe eine Ehe ein, die unmöglich seinen Kindern

fromme, Malchen sei eine überreizte Schwärmerin, sonst würde sie nicht dem jungen Freier den alten Mann vorziehen. Doch den „alten Mann" widerlegte Fedor am besten durch seine Persönlichkeit am Vermählungstage. Sorgfältiger als sonst gekleidet, nicht in das schwarze Festtagskostüm, sondern in die Uniform eines Bürgerwehrhauptmanns, hätte man ihm wohl zehn Jahre weniger zugetraut; Malchen dagegen, in ihrer ernsten würdigen Haltung, ebnete vollends die weite Kluft, und: „ein herrliches Paar!" tönte es von rechts und links. Doch auch heute ließ Malchen den Kranz weißer Rosen nicht fehlen. Gretchen Satori, ihre trauteste Freundin, half ihr den Brautstaat vollenden; wohl sah sie auf einem Spiegeltischchen die weißen Rosen dem Brautschleier beigesellt, aber dennoch hielt sie für gut zu fragen, wo sie den Myrthenkranz finde? Malchen zeigte mit der Hand auf die Rosen.

„Immer und immer weiße Rosen; gleichen mir doch heute die Blumen einem Todtenkranz, soll ich denn ein Opferlamm schmücken?" sprach Gretchen.

Thränen entstürzten Malchens Augen. „Wer weiß", sprach sie tief bewegt, „was mir vorbehalten?"

„Betrüben wollte ich dich gewiß nicht, liebes Malchen", sprach die Freundin, „nur solltest du dir die bräutliche Wonne nicht stören lassen, denn ich

weiß, so gern du diese weiße Rosen trägst, du betrachtest sie immer nur als Sinnbild frühen Todes, und heute, du bist ohnedieß durch die Wichtigkeit des heutigen Tages sehr gerührt, solche Nebendinge hättest du doch umgehen können."

„Und wenn ich sie auch umgangen hätte", erwiederte Malchen, „Alles ist bis jetzt eingetroffen und auch Alles wird noch in Erfüllung gehen", setzte sie geheimnißvoll unter Thränen hinzu. „Doch", sprach sie weiter,

„Eine wahre Christenseele
Fürchtet keinen frühen Tod.
Wenn auch gleich des Grabes Höhle
Ihrem Leib Verwesung droht.
Zarte Blumen blüh'n hier wohl,
Sterne leuchten Glanzes voll,
Aber die wir hier beweinen,
Werden dort viel heller scheinen."

„Nein, nein", entgegnete Gretchen, „du fühlst dich zu glücklich, und eben diese Seligkeit der höchsten Wonne ist der leiseste Uebergang zu dem Schmerz banger Gefühle."

Doch weder Gretchens noch der Mutter Beruhigungen konnten die Wehmuth der Braut etwas lindern, und als noch der würdige Geistliche in der Trauerrede darzuthun suchte, wie die verblichene Mutter der Waisen ihr dieselben als das theuerste Vermächtniß an das Herz lege, da durchzog ihre

Glieder ein Beben, da wallte der bräutliche Schleier, als ob ihn ein Zephyr bewege.

Kurz nur waren die Festivitäten im Mutterhaus, glänzender sollte ihr Einzug in die neue Heimath gefeiert werden. Schon eine Stunde vor Ettenheim hatte sich ein Theil der Bürgerwehr zu Pferd aufgestellt, über den Fluß herüber tönten die Geschosse der Anderen; zahlreiche Fackeln, auf dem Spiegel des Wassers sich ins Tausendfache vermehrend, und eine rauschende Musik kam ihnen auf Nachen entgegen, von der Ruine des Rodensteins aber glänzten Schwärmer und Leuchtkugeln gleich Sternschnuppen herab, in die Malchen ihre Wünsche niederlegen sollte. Möge mein Glück beständiger sein, als ihr kurzer Glanz, sprach sie zu sich selbst. Doch, es blieb ihr wenig Zeit zu Reflexionen, die Glückwünsche und das Salutiren der Bürgerwehr vor der Braut ihres Hauptmanns nöthigten sie, ihr Augenmerk auf ihre Umgebung zu richten. In dem Gasthaus zu Ettenheim waren die Honoratioren von nah und fern versammelt; ein Festessen und darauf folgender Ball beschlossen die Feierlichkeiten ihrer Vermählung.

In Fedors eigenem Hause fühlte sie sich alsbald heimisch, waren ihr doch die Kinder von jeher ergeben, war sie ihnen doch stets und immer zugethan, mit einer Liebe, die nimmer aufhört; nur als der Name Malchen in den der Mutter verwandelt

werden sollte, da gab es oft lächerliche, oft ernstliche Auftritte. Besonders Käthchen, Fedors jüngstes Kind, konnte durchaus nicht bewogen werden, sie Mama zu heißen. Drohen, Bitten, Versprechen, Alles fruchtete nicht, nur wenn der Vater zugegen, lispelte sie halblaut, ängstlich das Auge auf denselben gerichtet, Mal— Mütterchen; Malchen übersah es gerne, „es wird sich schon machen", sagte sie oft zu Fedor; da dieser es aber wünschte, so hielt auch sie strenger darauf.

„Sag mir einmal, lieb Käthchen", sprach sie einst zu der Kleinen, „warum du mich niemals Mütterchen heißest?"

„Ja, wenn du mich heut' Abend zu Bette trägst, liebe Malchen", erwiederte das Kind, „dann will ich dir's sagen, aber ganz allein mußt du mit mir gehn, Papa darfs nicht hören, und sonst darfs auch Niemand hören."

„Nun ja", sagte die Mutter, „sei nur recht lieb und dann trag ich dich zu Bette."

Der Abend war gekommen, die Kinder abgespeist und umgekleidet, Käthchen, als das jüngste, mußte zuerst ins Nestchen. „Malchen", flüsterte sie an der Mutter Sessel, „geh jetzt mit mir, eh mich die Tante auf den Arm nimmt."

Malchen befolgte den Wunsch der Kleinen, führte sie zuerst zu Papa und den Geschwistern, ihnen gute

Nacht zu sagen und ein Küßchen dafür in Empfang zu nehmen.

Im Schlafzimmer angekommen, bat das Kind: „Malchen, mach die Thüre zu, daß Niemand hört, was ich dir sage, und darfſts auch Papa nicht sagen. Sieh, liebe Malchen“, fuhr sie fort, „die schwarzen Männer haben lieb Mütterchen fortgetragen, und in ein tiefes, tiefes Loch hineingescharrt, und wenn ich dich nun Mütterchen heiße, so kommen die schwarzen Männer wieder und tragen dich auch fort. Bleib lieber unser Malchen, daß wir dich behalten dürfen, gelt, dich dürfen sie nicht in das tiefe Loch hinunter graben?“

„Nein“, beruhigte Malchen das Kind, „und auch Mütterchen ist nicht dort unten geblieben, sie ist dort droben, siehst du, lieb Käthchen, den glänzenden Stern? dort ist dein Mütterchen und sieht, wenn das Kind recht schön betet, und wenn es fromm und lieb wird, so kommt Mütterchen einst wieder und holt es, und ich gehe dann auch mit und Papa und Alles, und dann kommen keine schwarzen Männer mehr, die uns fort-tragen.“

Aufmerksam hatte die Kleine zugehört, ruhig faltete sie die kleinen Händchen. „Lehre mich beten“, sprach sie, „liebe Malchen, zu dem lieben Heilande, daß mich Mütterchen bald holt in den schönen Stern.“ Eine Thräne stahl sich aus der jungen Mutter Auge auf das schlafende Engelsgesicht der Kleinen. —

So glücklich sie sonst sich in jeder Beziehung zu fühlen berechtigt war, so manchfach ihr auch mitunter das Zusehen bei den Exercitien der Bürgerwehr Freude machte, so nahm doch die Bildung der letzten nach und nach eine ernstere Wendung. Volksversammlungen wurden gehalten, zu denen ihr Gatte berufen, Berichte liefen ein von da und dort, Mahnungen, die Organisation der Bürgerwehr ernster zu nehmen, der Umsturz drohte von allen Seiten. Fedor wurde tiefer und immer tiefer in die Sache verwickelt, das machte Malchen ängstlich, sie bat, sie flehte, sich zurückzuziehen; er tröstete sie über seine politischen Tendenzen, hielt sich auch kurze Zeit ferner. Aus Frankreich kam die Kunde des förmlichen Sturzes der Regierung, und schnell tauchten ähnliche Weissagungen für Baden empor; der Strom zog auch Fedor unaufhaltsam mit fort und Alles gewann ein kriegerisches Ansehen. Nach D.... führte er zuerst seine Truppen; freilich nützte er hier mehr, als man nachher einsehen wollte, er hielt seine Leute im Zaum und im Zügel, duldete keine Beleidigung des badischen Militärs, und mit all seinem Ansehen suchte er die zum Theil betrunkenen und rohen Bursche von der Verstümmelung jenes Obersten zurückzuhalten, der sich im Gartenpavillon des freiherrlichen Schlosses selbst erschossen hatte, um nicht in die Hände der Freischaaren zu gerathen. Was ihm hiebei zur Last gelegt wurde, war einzig und allein, die zurückge-

lassenen Pferde der Officiere in Verwahrung und mit nach Hause genommen zu haben.

Malchen sah nun erst, wie ernstlich kriegerische Rüstungen getroffen wurden, Kugeln wurden gegossen und Patronen gemacht unter der Leitung ihres Gatten. Es waren vorerst nur die Gefahren des Kriegs, die sie so ängstlich besorgt um ihn machte; mit Thränen und Flehen bat sie ihn, um seiner, um der Kinder und ihretwillen zurückzutreten. Schon war es ihm selbst nicht mehr möglich, so gerne er oftmals gewollt. Der Antrag, die Stelle eines Heerführers zu übernehmen, entschied über sein ferneres Schicksal. Lange hatte es in ihm gewühlt, einerseits die Bitten und Thränen der Gattin, sein stilles häusliches Glück, andrerseits die Anforderungen der Zeit und die feste Ueberzeugung, daß rechtliche Männer an die Spitze gestellt, mehr Gutes wirken konnten, als unthätig zurückzubleiben. Malchen sah nun, daß Einwürfe nichts mehr nützten und befliß sich fortan einer schweigenden, aber auch leidenden Passivität.

Eine förmliche Heerschau sollte nun in Tiefenbach über die Wehrmänner dreier Aemter gehalten, Fedor als Chef derselben vorgestellt, sich zum erstenmal im Glanz seiner neuen Würde zeigen, und da nun Alt und Jung, Groß und Klein dem militärischen Schauspiel nachzog, so konnte auch Malchen dem dringenden Wunsch des Gatten nicht widerstreben, ebenfalls nach

Tiefenbach zu kommen. Weinen hätte sie lieber mögen, den ganzen langen Tag hätte ihr die Menge in das sorgenschwere, gepreßte Herz gesehen, manch harter Ausspruch wäre zurückgehalten, manch liebloses Urtheil des Neides nicht über sie gefällt worden, als sie bleich, gleich einer Marmorbüste, mit ernster, erhabner Haltung in dem neuen Phäton sitzend, durch die Menge dahin fuhr. „Seht nur die Eitle, wie sie sich fühlt in ihrer Würde", hieß es da, dorten, „wie sie sich aufbläht, kaum grüßt sie ihre Bekannten", „stolz wie eine Königin weiß sie zu danken, wenn vor ihr die Truppen das Gewehr präsentiren", tönte es rechts, „Aber dennoch eine herrliche, hübsche Erscheinung", gaben Andere zurück. Armes, armes Herz, du hast es wahrlich nicht von Nöthen, dich beneiden zu lassen. Von trüben Ahnungen gequält, wußte sie kaum ihre Thränen zu unterdrücken, kaum sich aufrecht zu erhalten. Was allein ihrem Herzen wohlthat, das war der Anblick des Gatten, der heute prächtiger noch, liebenswürdiger als je, auf stolzem Rosse paradirte, doch vor ihm sah sie den gähnenden Abgrund, der sie und ihn und ihr ganzes Lebensglück verschlinge. Auch Fedor selbst wurde schief beurtheilt. „Er trachtet nach den Zügeln der Regierung", hieß es nicht nur bei Hohen, sondern auch bei den Niedersten im Volke, recht anschaulich beweise dieß eine Bitte seines Tambours, eines dummdreisten Schneiders. Geblendet von der

Würde Fedors trat er vor die Front und das Knie gebeugt, sprach er zu demselben in feierlichem Pathos: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst." — Ein verächtlicher Blick war die Antwort Fedors, ein schallendes Gelächter die der Truppen.

Von Tag zu Tag mehrten sich schnell die wichtigen Ereignisse der Revolution und jede Stunde ward Malchens Herz auf's Neue gepeinigt durch Trommelschlag und Durchzüge der Freischaaren, Einquartierungen und traurige Berichte, und ehe noch Fedor seine Truppen in's Feld zu führen hatte, war ein Treffen geliefert, die Freischaaren geschlagen, die Preußen — Sieger. Dieß war die Losung zur Flucht oder Casematten, vielleicht des Todesurtheils für alle die, die sich bei der Revolution betheiligten, und Fedor war als Heerführer unter die Ersten gerechnet, nach denen man sahe. Mehrere Tage hielt er sich im Ort selbst, bei auswärtigen Bekannten, ja im eigenen Hause versteckt; allein immer gefährlicher wurde für ihn die Wendung der Dinge. Flüchtlinge in schwer bepackten Reisewagen suchten den Scenen des Kriegsschauplatzes zu entgehen, zerstreute Freischaaren eilten über Felder und Berge hinweg, Berichte über standrechtlich vollzogene Urtheile ausstreuend, und bald sah Fedor ein, daß es für ihn in der Heimath nicht mehr geheuer. Wohin er sich wende, wollte er vorerst auch Malchen nicht sagen, ruhiger konnte sie so den Forschungen der Gerichte entgegen-

sehen. Ihr häusliches Glück war zernichtet, und nur die Sorge um die Sicherheit des Gatten war es, was die wenigen Kräfte ihres ohnedieß schwächlichen Körpers in einer überreizten Spannung erhielt. Vom Hörensagen wußte sie jetzt bloß noch den Schrecken und das Unglück so mancher Familie, unaussprechlich aber war ihr Entsetzen, als in Mitte der Nacht einst der Brigadier von Tiefenbach auch in ihr Haus trat, um Fedor in sichern Gewahrsam zu bringen. Sie hatte dem alten Graubart als Kind so manchmal auf dem Schooß gesessen, seiner lange kränkelnden Frau so manche erquickende Habe gebracht, heute trat er als das feindlichste Phänomen in ihr Zimmer, ihr Liebstes und Theuerstes zu nehmen. Fruchtlos waren die Durchstöberungen des Hauses gewesen, welche Qualen hatte Malchen erduldet, bis die Stunde der Gefahr vorüber, denn sie war nicht genau überzeugt, ob Fedor schon weg, oder ob er sich noch in Ettenheim versteckt halte, und doch waren es nur die Prüfungen eines Tages. Kaum war ihr vergönnt, sich zu erholen, als eine neue Expedition des Gerichtes erschien. Fedor's ganzes Besitzthum mußte aufgenommen, das Muttergut der Kinder und Malchens Beibringen ausgeschieden werden, was sein persönliches Eigenthum war, sollte dem Fiskus zur Deckung der Kriegslasten verfallen. Solche Auftritte störten und ruinirten die ganze Gesundheit des armen Weibes, und dieß um so mehr, als sie sich

ganz ihrem Gram dahingab, für keinen Trost zugänglich, jede Zerstreuung vermied. Ihre beste Erholung war ein Gang auf den Friedhof, an dem Grabe des kleinen Kätchens da löste sich so recht ihr ganzes Leiden in Thränen auf, und leichter ward es ihr, wenn sie sich ausgeweint.

Einstens, als sie wieder in Gebet versunken an dem kleinen Grabe saß, hörte sie rasche Schritte hinter sich, sich umwendend gewahrte sie ein Mädchen mit wildem Blick und fliegenden Haaren dicht an ihrer Seite. „Hast du dein Grab gefunden? hast du wirklich?“ rief ihr diese zu; „muß ich allein noch suchen?“ und eben so rasch war sie wieder davon, mit schnellen Schritten über die Todtenhügel hineilend. Malchen wußte sich anfangs vor Schreck nicht zu fassen, sie wußte nicht, sollte sie gehn oder bleiben. Doch bald erschien auch der Bruder und die Mutter der Irren, dieselbe nach Hause zu bringen. Malchen erkundigte sich bei der letzten über das Schicksal des Mädchens, es war ihr fast eine Wohlthat, traurige Lebensereignisse zu vernehmen. Die Frau war eine arme Wittwe aus Ettenheim, ihre Tochter als junges Mädchen in ein Gasthaus der Residenz gekommen, zuerst nur zur Aufsicht der Kinder. Geschicklichkeit, Treue und Fleiß ließen sie bald avanciren, sie wurde Zimmermädchen, Köchin und nach einigen Jahren hatte sie das ganze Vertrauen der Herrschaft und wurde Beschließerin. Zu dieser Zeit

lernte sie den Wachtmeister eines badischen Regiments kennen und verlobte sich mit ihm. Diez, so hieß derselbe, hatte einiges Vermögen und sollte in einem Jahr seinen Abschied bekommen, und da auch Marie ein hübsches Sümmchen in der Sparkasse hatte, so ward beschlossen, sich alsdann den eignen Herd zu gründen. Die Revolution brach aus und auch Diez ließ sich zum Uebertritt zu den Freischaaren verleiten. Die Erhebung zum Lieutenant und die in Aussicht gestellten größeren Ehren schmeichelten ihm und Marie, besonders Letztere sah darin nur eine Erweiterung ihrer glücklichen Zukunft. Ehe Diez abmarschirte, ging er, sich von Marien zu verabschieden, und glaubte sie recht traurig und betrübt zu erblicken. Uebermuth und Stolz hatten mit einemmal in dem jungen Herzen Panier aufgeworfen und Marie dachte an keine Gefahren, die auch entfernt nur ihr drohen könnten.

„Aber Marie, es geht in's Treffen, wir sehen uns vielleicht niemals wieder", sprach er tief bewegt.

„O, das glaub' ich nie und nimmermehr", entgegnete Marie, und prahlend setzte sie hinzu: „und wenn auch eine Kugel für dich gegossen, welch' ein schöner rühmlicher Tod, für das Vaterland, für die Freiheit zu sterben, dann setzt man dir ein Monument, wie es Offizieren gebührt, und ich weine meine Thränen auf deinem Grabe."

Diez war es weit weniger um diesen Tod für die

Freiheit zu thun, er hoffte nur in der Welt, nicht aber aus der Welt befördert zu werden. Etwas irr an der Braut und mit schwerem Herzen ging er von dannen. Jedoch ohne einem Treffen beigewohnt zu haben, wurde er beordert, Fourage für das Lager zu sammeln, und recht getreulich erfüllte er diesen Befehl. Mit dem Degen zur Hand ließ er sich herzogliche und fürstliche Kästen eröffnen, bedrohte die sich weigernden Beamten und spannte mit eigner Hand die Pferde der sich sträubenden Gutsbesitzer an die beladnen Wagen, um eiligst auf und davon zu können. Ehe er das Lager erreichte, wurde er aber von preußischem Militär abgefaßt und in die Casematten gebracht.

Marie wußte von dem Allen nichts. Nur ein edler, ihn ehrender Charakterzug wurde von Diez im Gasthof erzählt und da man dessen so rühmend erwähnte, so stachelte es den Stolz Mariens nur noch mehr in die Höhe. Er hatte einen am Fuß verwundeten Mecklenburger gefangen genommen und da demselben das Gehen sehr beschwerlich wurde, stieg Diez vom Pferde und ließ seinen Gefangenen reiten!

Acht Tage waren vorüber, seit sie dieses gehört, und abermals saß sie des Abends im Wirthszimmer, auf Tagesneuigkeiten zu lauschen. Zwei preußische Officiere unterhielten sich von dem Fortgang des Kriegs, ein dritter, der eben von der Festung kam, wurde befragt über dortige Ergebnisse, und unter

Anderem erzählte er auch, dieser Tage einer Execution angewohnt zu haben, die er in seinem Leben nicht vergessen werde. Ein Freischaaren-Lieutenant war zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt; wie bei den Andern sollte das Urtheil auf dem Gottesacker vollzogen werden. Das Grab war gegraben, dem Verurtheilten die Augen verbunden, der Officier gab das Zeichen und die Schüsse fielen. Keiner jedoch hatte ihn tödtlich getroffen, der Unglückliche wälzte sich in seinem Blute und erst ein wiederholter Schuß endete seine Qualen.

„Wie hieß denn der arme Kerl?" fragte Einer der andern.

„Friedrich Diez", war die Antwort des Neuangekommenen. Doch kaum war sie gegeben, so hörte er hinter sich einen schweren Fall. Marie, die das Ganze mit angehört, war rücklings zu Boden gestürzt, als sie den Namen des Verlobten vernommen. Das war zu viel auf einmal; mit irrem, zerstörtem Verstande brachte man sie der Mutter, hier aber konnte man sie nicht genug hüten, immer suchte sie zu entkommen, und wenn es ihr jemals gelang, so eilte sie auf den Friedhof, „sein Grab zu suchen."

Malchen war tief erschüttert, als die Frau geendet. Bisher hatte sie geglaubt, wie so manche bekümmerte Seele, ihr Leiden sei das härteste, Gott habe ihr am meisten aufgebürdet, aber auch recht anschau-

lich hatte sie fürchten gelernt, was ihrem Gatten gedroht, falls er ergriffen worden wäre. Sie fühlte ihr Herz in stürmischen Schlägen pochen. Der Arzt hatte ihr gerathen, sich vor jeder Gemüthsbewegung zu hüten; dieß heutige paßte durchaus nicht zu seiner Verordnung. Ein Blutsturz, kurz nachdem sie nach Hause gekommen, war die Folge der Aufregung und der Anfang einer galoppirenden Schwindsucht.

Zwar liefen Briefe ein von ihrem Gatten, daß er sich geborgen in der Schweiz befinde, andererseits waren so Manche, die Fedor bei der Behörde vertheidigten, konnte man ihm doch von jeher nur Gutes und Rühmliches beweisen. Es werde ihm durchaus nicht so schlimm ergehen, lauteten die zur Beruhigung der Gattin eingezogenen Berichte, allein zu tief saß schon das Uebel, zu große Fortschritte hatte die Krankheit gemacht. Fedor, nachdem er erfahren, wie es zu Hause stehe, wollte nun kommen, die letzten Lebenstage bei der Armen verweilen und sich dann selbst den Gerichten stellen. Malchen wurde darauf vorbereitet und freute sich seiner Ankunft, nachdem sie vernommen, daß ihm Gefahr nicht mehr drohe.

Ruhig und sanft war ihr Schlummer, sie mußte süß träumen, träumen von den Wohnungen der Seligen, wo keine Thränen, kein Kummer mehr ist.

Fedor war gekommen und harrte still ihres Erwachens, traurig bestätigt hatte er Alles gefunden, wie

man ihm mitgetheilt. Abgezehrt, kaum noch ein Schatten von dem, was sie gewesen, das fieberische Roth auf den blassen Wangen, lag Malchen auf ihrem Lager der Leiden. Er wollte ihr Freude machen, sie zart an die Tage ihres Glückes erinnern und legte einen Kranz weißer Rosen auf ihr Bette. Sie schlug das Auge auf. „Weiße Rosen!“ rief sie erschreckend, noch ehe sie Fedor erblickte, und ein wiederholter Blutsturz trübte noch mehr das schmerzliche Wiedersehen. Sie war sehr geschwächt, als dieser geendet.

„Wie ist dir, liebes Kind?“ fragte Fedor, zärtlich ihre Hand ergreifend.

Mit einem Blick unaussprechlicher Liebe sah sie ihn an. „Mir ist wohl, seit du da bist, ganz wohl“, erwiederte sie.

Etwas war's ihr wohl leichter gewesen, bald aber folgte Schwäche auf Schwäche; sie begehrte in ihrem Bette aufgesetzt zu werden, auf Fedor gestützt, faltete sie die abgezehrten, fast durchsichtigen Hände und mit schwacher, gebrochener Stimme fing sie an zu beten:

Tröst' meine Seel' aus Gnaden
  Im letzten, schweren Streit,
Führ' sie aus allem Schaden
  Zu deiner Herrlichkeit.
Mein Name mög' geschrieben
  In's Buch des Lebens sein,
Führ' jetzt zum Kreis der Lieben,
  Ins Paradies mich ein.

Hingeschwunden war die Nacht, feierlich, majestätisch ging die Sonne auf und zertheilte die grauen Nebel des Thales, fernher tönte das Geschütz der Gefechte, ruhig lagen die Schiffe vor Anker, sie hatten die Trauerfahnen aufgehißt, die Flaggen auf halben Mast gesenkt, — Malchen Fedor war hinübergeschlummert in die Gefilde des Friedens.

Der Auswanderer.

Dunkel und finster hatte eine kalte Novembernacht ihre Fittiche über das Städtchen Mahlweg ausgebreitet, und die meisten Bewohner desselben Häuser und — Augen geschlossen, nur hie und da zeugte noch ein hinsterbendes Lämpchen von innerem Leben und Wachen, sei es eine fleißige Hand, die bei dem schwachen Schein desselben ihre Emsigkeit bis in die späte Nacht hinein ausdehnte, oder wohl auch ein Kranker, der die Ruhe nicht finden, das Licht nicht entbehren wollte, eine Wöchnerin, deren Säugling noch nicht getauft, oder die Frau, die einsam des Gatten harrte, der sich bei einem Schoppen noch gütlich that, und dem hiebei die Zeit weit weniger langsam zu vergehen schien, als der harrenden Ehehälfte, denn in dem Gasthofe des Städtchens war allein noch brillante Beleuchtung im Herrenzimmer und laute, tumultuarische Unterhaltung. Die Mitglieder der Gesellschaft hatten sich in das politische Gebiet hinüber verloren, Tagesneuigkeiten und Ereignisse wurden

nach den verschiedenen Parteien=Meinungen abgehandelt, und keiner der Gäste konnte ein Ende finden für das beliebte Thema. Nur einer der Anwesenden, eine hohe, Ehrfurcht gebietende, imponirende Gestalt im braunen Ueberrock, in dessen Knopfloch kaum bemerkbar und doch so vielsagend ein zweifarbiges Band zum Vorschein kam, erhob sich, die Cigarre anzuzünden, unbemerkt Burnus und Mütze zu nehmen und auf französisch sich zu verabschieden, denn draußen rief der Wächter die elfte Stunde, ein Ruf, den er längst als das altgewohnte Signal zum Gehen erwartet.

Allein nicht ganz ungesehen sollte er entkommen, auf der Hausflur begegnete er einem andern Gliede der Gesellschaft. „Wohin so eilig schon wieder, Herr Major, aus dem geselligen Zirkel?" rief er ihm zu, „es ist schade, die angenehme Unterhaltung jetzt schon abzubrechen, und doppelt schade für den guten Stoff und das warme Stübchen des Wirths, denn draußen ist's donnermäßig kalt", und dabei rieb er sich die Hände wie zum Erwärmen mit einem Blick voll Wohlbehagens auf die Zimmerthüre, indem ihn ein einladender Qualm entgegendampfte.

„Einmal muß es ja doch sein", erwiederte der Major, „und meine Stunde hat geschlagen!"

„Ja, und diese Stunde halten Sie so planmäßig fest, als ob Sie dieselbe auf den Wachtposten riefe, oder

eine gestrenge Ehefrau zur Nachhausekunft dictatorisch befohlen hätte: bis hieher, und nicht weiter! bei einer Uebertretung aber eine disciplinarische Gardinenpredigt folgte!"

„Nein, Gott sei's gedankt", lachte der Major, „ich theile beides nicht mit so vielen Bevorzugten, besonders in letzterer Beziehung!" und dabei schweifte sein Blick mit einem ironischen Lächeln von dem Lieutenant ab, hinüber auf seine Wohnung, in der noch ebenfalls Licht war, und hie und da der Schatten einer Dame an den Gardinen der Fenster sichtbar wurde. Sei es aber, daß der Lieutenant den Blick nicht bemerkte, oder in dem tröstenden Wahne sich befand, die Außenwelt wisse nichts von den zärtlichen Ergüssen seiner Gebenedeiten, und sein Ansehen darin noch mehr zu erheben, erwiederte er getrosten Muthes: „Ja, so was ginge mir auch ab, man muß nur die Frauen daran gewöhnen, stille zu sein, kommt sie dasselbe das erste Mal auch hart an, oder bedarf es auch einer derben Lection, die andern Male geht's schon besser! Doch ich vergesse, Sie kommen nie in den Fall, denn Ihrer harrt zu Hause kein liebender Empfang." Und mit einem tiefen Seufzer, der den Major im Unklaren ließ, ob er ihn, oder sich selbst ob dieses „liebenden Empfangs" bedauerte, sagten sich beide flüchtig „gute Nacht", und letzterer wendete sich rasch zum Ausgang des Hauses, die verplauderte Zeit durch schnellere

Schritte einzuholen. Statt aber außerhalb den Weg rechts, der zu seiner Wohnung führte, einzuschlagen, verfolgte er die breitere Straße zur Linken, sich etwas fester in den Burnus hüllend.

Am äußersten Ende der Stadt in einem großen und stattlichen Hause brannte ebenfalls noch zu ebener Erde ein schwaches und flackerndes Licht, denn die Bewohnerin des kleinen und dürftig möblirten Zimmers hatte das Fenster geöffnet, und unruhig flackernd durch den Luftzug bewegte sich die kleine Flamme hin und her, unruhig und bewegt, wie das Innere der Dame.

Horchend trat dieselbe, mit einem Blick tiefer Betrübniß an das geöffnete Fenster, prüfend, ob der in feinem Staub herabfallende Regen, untermischt mit eisigen Flöckchen Schnee, noch nicht aufhöre, ob er stets noch gesonnen sei, ihren Plan zu vereiteln. Er hatte aufgehört, und ein Schein innerer Zufriedenheit glitt über das blasse Angesicht.

Es war eine schlanke Persönlichkeit, über die Blüthenjahre junger Frauen hinaus, doch noch unverkennbare Spuren zeugten von ehemalig großer Schönheit, und von dem milden Auge hatten weder Zeit noch Thränen den Glanz genommen, mit dem sie diejenigen bezauberte, denen dasselbe lachte. Ebenso war jede ihrer Bewegungen fein und elastisch, so wie überhaupt auch einzelne Stücke ihrer Umgebung, Ueberreste besserer Tage und feinerer Lebensformen schlecht

harmonirten mit dem Möblement und selbst der Lage des Zimmers.

Ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem kleinen Tischchen, aber so oft auch das schöne Auge zu demselben zurückkehrte, so oft die feinen Finger ein Blatt desselben wendeten, wußte sie kaum, was sie gelesen, sei es nun, daß sie der Inhalt nicht ansprach, sei es, daß ihre Erwartung und ihre Aufmerksamkeit zu sehr nach Außen gefesselt war, sie unterbrach alle Augenblicke das Lesen dadurch, daß sie in die Nacht hinaus horchte mit schlecht verhehlter Ungeduld über das langsame Dahinschreiten der Zeit, dann suchte sie wieder dieß und das im Zimmer zu ordnen, Zündhölzchen zurecht zu legen, und einigemal in tiefen Gedanken im Zimmer auf- und abzugehen.

Jetzt hörte sie schlagen. Zu entfernt waren die Glockentöne, als daß sie zählen konnte, rasch zog sie die goldene Uhr aus dem Gürtel, ein Blick auf das Zifferblatt und — ja, es war elf Uhr. Eine unruhige Röthe ihrer Wangen zeugte, daß das Blut etwas rascher wallte, und fast hörbar klopfte das kleine Herz gegen die schwarze Sammthülle. Schnell warf sie ein schützendes Tuch über, den verhüllenden dunkeln Schleier um den Kopf, dann warf sie sich vor einem Madonnabild nieder, ein kurzes, aber um so innigeres Gebet zu dem Höchsten zu schicken.

Horch! da tönte draußen das Horn des Wächters, sein Ruf, der die elfte Stunde repetirte, und jetzt wurde auch das Lämpchen gelöscht, und still und behutsam öffnete sie die Thüre ihres Closets, um zu lauschen, ob es draußen auch geheuer sei. Ein leises Geräusch, wie von den oberen Departements kommend, ließ sie mit zagenden Schritten zurücktreten; jetzt lauschte sie wieder mit zurückgehaltenem Athem, es war und blieb Alles stille wie im Grab, leise ward nun auch die Pforte des Hauses geöffnet und wieder geschlossen, und tiefes, schauerliches Dunkel empfing sie draußen. Sie bebte in der grellen Einsamkeit, noch mehr aber bebte sie, wenn das lauschende Ohr fremde Tritte zu vernehmen meinte, oder wenn da oder dort ein Fenster knarrte und bei matter Beleuchtung ein Kopf zum Vorschein kam, und rascher beflügelte sie die eigenen Schritte. Doch dort aus dem tiefen Dunkel der Nacht, die dem Auge neidisch oder schützend jeden anderen Gegenstand verhüllte, erblickte sie das sanfte Glimmen einer Cigarre, es war ein bekannter Schritt, ein kleines Räuspern, wohl die Parole, und, ja, er war es und jede Angst des Alleinseins verschwunden.

Einen leisen Gruß, mit dem ihr der Major, denn dieser war es, den Arm anbot, in den sie zärtlich den ihrigen legte, jenen Gruß mit einem leichten Nicken des Hauptes erwiedernd, das sie mitunter wie sorgenschwer an die Brust des Begleiters legte, und still

wandelten sie durch einige öde gelegene Straßen des Städtchens. Ein kleines Stündchen mochten sie wohl promenirt haben, als ihre Zeit dahin zu sein schien, und sie sich wieder der Wohnung der Dame näherten, ungesehen von der böszüngigen, splitterrichterlichen Mitwelt. Sanft lag sie in seinem Arm, das weinende Haupt an seiner Brust verbergend.

„Julie", sprach der Major endlich leise, ihr das Köpfchen aufrichtend und die Augen trocknend, „Julie, fasse dich, siehe auf zu jenen leuchtenden Sternen, dort wacht dir ein liebendes Vaterherz, das die Thränen des leidenden Kindes zählt, und sei versichert, sie auch trocknet. Ist dir sein Auge jetzt auch hinter trüben Wolken verborgen, währt die Zeit deiner Prüfung auch lange, sie wird vorüberziehen, wie das Dunkel einer Gewitternacht, und sein Licht und seine Sonne deine Wege erhellen!"

„Ja, dieß hoffe ich wohl", erwiederte Julie, „auch ist zuweilen mein Glaube stark, wenn nicht gerade dieses Vertrauen. Ja, wenn sein Wort nicht wäre mein Trost gewesen, meine Seele wäre vergangen in ihrem Elend, aber siehe, wenn ein Sturm nach dem andern, eine Welle höher und schauerlicher als die andere an das matte ankerlose Schiffchen meines Lebens schlägt, dann will doch auch mitunter der Glaube und die Hoffnung wanken, und wenn ich eine Chikane um die andere zu bestehen habe, oder ganze Tage einsam

in meiner Zelle sitze, darüber hin zu brüten und verlassen von der ganzen fühlenden Mitwelt —"

„Verlassen von der fühlenden Mitwelt", sprach langsam, mit Nachdruck ihr in die Rede fallend, der Major, „wolltest du denn nicht so gefällig sein, bei diesem Verlassenfühlen wenigstens eine einzige Ausnahme zu gestatten? eine Ausnahme für den Freund, der so gerne jedes Opfer für dich brächte, von dessen Treue du dich am meisten überzeugt haben solltest, und obwohl sich in neuerer Zeit mir keine Gelegenheit geboten hat, dir Proben davon zu geben, so müssen mich deine allabendlichen Thränen, deine Zweifel und solche Worte von Verlassensein tief verletzen."

„Sei nicht ungerecht, Rudolph", bat Julie, „ich bin es ja freilich überzeugt, daß, wenn es in deiner Macht läge, meine Leiden vorüberzögen, wie ein Schatten, aber dieß ist es ja eben, was mir am meisten Sorge macht, dieses Verhältniß zu dir und meine Zukunft. Ich habe nur zwei Wege zu überlegen, beide aber laufen auf einen Abgrund aus, und vor einem Sturz, vor einem Untergehen in einem derselben, ist auch deiner Hand nicht die Macht gegeben, mich zu retten; denn wie bald wird diese Stunde der Entscheidung nahen, ich folge ihm alsdann über den Ocean, bin wieder an ihn und sein Treiben gekettet, wie früher, und unglücklicher noch, da ich hier in deiner Nähe wenigstens eine wohlthätige Erleichterung meines Kum-

mers fand, oder aber ich widersetze mich seinem Wunsch, ihm nachzukommen, wie soll das Verhältniß zu dir sich alsdann gestalten, das schon jetzt unheildrohend genug ist, denn so rein auch Jedes unsere Zusammenkünfte finden würde — ein unberufener Zeuge, und ich wäre in dem Mund aller Klatschbasen des Städtchens, und doch ist keine Möglichkeit vorhanden, dich andern Orts zu sehen."

„Du vergißt dabei nur", bemerkte jetzt der Major, „daß noch ein möglicher Weg einzulenken wäre, nämlich der: einen Antrag auf Trennung deiner Ehe zu versuchen."

„O, glaube nur das nie, daß er auf gütlichem Wege in diese Trennung einwilligt", entgegnete Julie, „nein, das wird er nie und nimmermehr, dieß bin ich zu fest überzeugt, mir aber fehlen die Gründe, oder vielmehr eclatante Beweise, die ich, Gott sei es geklagt, hatte und aus eigner Unvorsichtigkeit zernichtete, und, statt ruhig und sicher landen zu können, mich auf's Neue hinausgeworfen sehe in die Brandung des Lebens!" Ein erneuter Strom von Thränen löste sich aus Juliens Augen, und sie machten auch die Tröstungen des Majors verstummen, denn trostloser wäre auch Julie gewesen, hätte sie seine Gedanken entziffern können; er wußte in dieser schwierigen Lage selbst keinen Ausweg, und er suchte nur noch, sie flachhin zu ermuntern auf einen glücklichen Zufall, oder er wußte selbst nicht,

was sonst zu hoffen. Leise und behutsam wie sie gekommen, entschwebte sie seinen schützenden Armen, die düstere Einsamkeit ihrer Wohnung zu suchen.

Es war dieß nicht das eine Mal gewesen, daß sie die gleiche Tour gemacht, so oft es nur thunlich, wollte sie sich dieses Genusses erfreuen, war es ja doch nur der einzige, den ihr ein hartes Schicksal vergönnte, und ein Sternlein, das erbarmend seinen milden Glanz hereinsandte in das Dunkel ihres umnachteten Lebens. Zwar hatte sie freilich auch schon bessere Tage gesehen, hatte vor Allem die Tage ihrer Jugend in Lust und Freuden verlebt, und kannte den Gram und die Sorgen nur nach Namen, allein den Wechsel des unbeständigen Glücks hatte sie in seiner bittersten Schwere empfunden, und nur eine trübe, schmerzende Erinnerung jener schöneren Zeiten war ihr geblieben.

Zur Blüthezeit ihrer Mädchenjahre war ihr Vater Garnisons-Prediger in Mahlweg, Julie sein einziges Kind, 18 Jahre alt und die strahlendste Schönheit, ein Phänomen an dem Himmel der kleinen Garnisonsstadt, um das sich beständig ein Heer von Bewunderern lagerte.

Oberlieutenant Lichtenek schien bestimmt, den Sieg über seine Nebenbuhler davon zu tragen. Ein Ball, zur Feier des landesfürstlichen Geburtstages gegeben, vereinte die liebenden Herzen, aber auch allgemeiner Applaus folgte dem wunderhübschen Paare durch die Rei-

hen der Tanzenden oder die zierlicheren Windungen einer Quadrille. Der chevalereske Anstand Lichteneks bezauberte allseitig, und manch verstohlener, schüchterner Mädchenblick sah mit Neid auf die Auszeichnungen und die Huldigungen, die sich Julie vor allen Andern von ihm zu erfreuen hatte. Andererseits beneidete die junge Männerwelt den Glücklichen, der über das spröde Herz der von so Vielen verehrten Julie den Sieg davon trug, und bald war es in Mahlweg publike, unwendbare Tagesneuigkeit und Tagesordnung, den schönen Oberlieutenant Lichtenek und die hübsche Julie als Brautpaar zu — kritisiren. Auch hatten weder die beiden Glücklichen, noch Juliens Eltern gegen die eigentlich zuerst von der Außenwelt projectirte Verbindung etwas einzuwenden, allein ein anderer Despot trat mit eisernem Scepter dazwischen, es war — die Caution, die ein Offizier bei der Heirath zu stellen hat, und da weder Lichtenek Vermögen, noch Juliens Vater, obwohl er ein großes Haus machte, so viel besaß, der Tochter eine hinreichende Mitgift zu geben, beide aber auch nicht einmal Freunde, die für das in dieser Beziehung so unglückliche Brautpaar versteckter Weise die nöthige Summe deponirt hätten, so hieß es: hier nichts und da nichts, und noch ein nichts dazu addirt, gibt erst das recht vollgewichtige Nichts, und in eine ziemlich weite Entfernung sahen sie das glückliche Ziel ihrer Verehelichung hinausgerückt, denn austreten aus

dem Militärdienst wollte Lichtenek nicht, er hatte zu begründete Hoffnung auf baldiges Avancement, und sah in jeder andern Branche, die er möglicher Weise noch ergreifen könnte, eine verunglückte Carrière, die jedenfalls seinem Geschmack zuwider laufen müßte, und somit theilten sie mit so vielen Andern das Glück einer — nicht enden wollenden Brautschaft.

Unter dieser Zeit nun starb die Mutter Juliens. Das Trauerjahr war verflossen, und kein Mensch hätte gedacht, daß der sich schon ziemlich bei Jahren befindende Garnisons-Prediger, der überdieß nur ein einziges Kind, die erwachsene Tochter, besaß, noch einmal verehelichte. Eine entfernte Anverwandte, der durch Zufall ein ansehnliches Erbtheil zu Theil geworden war, schien von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, zur frappanten Ueberraschung der ganzen civilisirten Mahlweger Mitwelt — den trauernden Wittwer zu trösten.

Julie, die es anfangs selbst nicht begreifen konnte, hatte zwar nichts dagegen, im Gegentheil, da sie sich stets mit der schönen Hoffnung trug, an der Hand ihres Geliebten bald das Vaterhaus auf immer zu verlassen, war es ihr erwünscht, den Vater einer liebenden Pflege überlassen zu wissen, doch fühlte sie, es werde ihr auch für diese kurze Zeit schwer genug werden, der neuen Mutter, von ziemlich liebenswürdigem Charakter, den vollen Tribut kindlicher Liebe zu zollen.

Wie sich später herausstellte, so hatte ihr Vater nur darum die neue Ehe eingegangen, der von ihm so zärtlich geliebten Julie die Mittel zur Erreichung ihrer Wünsche zu verschaffen. Wie bitter war ihm indeß darin eine Enttäuschung bereitet. Die Erkorene verlangte schon zu Zeiten der spätlichen Flitterwochen mit unbeugsamem Egoismus, Selbstverwalterin ihres Besitzthums zu bleiben, und schien aus diesen Gründen durchaus nicht geneigt zu sein, jemals etwas zu Juliens Glück beitragen zu wollen.

Nur einer ihrer Neveu's besaß ihre silberne Gunst, und diesem hatte sie eine bedeutende Summe des erhaltenen Erbtheils zur Disposition gestellt, und der junge Mann, der früher Theologie studirte, schon eine Anstellung hatte, und aus ziemlich unfreiwilligen Gründen auszutreten genöthigt war, spekulirte nun als Handelsherr en gros wirklich mit seltsamem Glück. Bald hatte er es so weit gebracht, der Tante das Anlehen wieder zustellen, mit eigenen Mitteln sein Geschäft betreiben zu können. Zum Zweck dieser Zurückerstattung wollte er in Persona sich zur Tante begeben, da er ihr ohnedieß den hohen Respekt zu erzeigen hatte, sie in ihrem neuen Wohnort als die wohlansehnliche Frau Garnisons-Prediger zu begrüßen.

Das Erste, was ihm hier eigentlich lockend vor die Augen trat, war die schöne Julie, und sogleich beschloß

er, sich um ihren Besitz zu bewerben, obwohl er von deren Vater bereits gehört, daß sie die Braut des Oberlieutenants Lichteneck, und zwar eine recht glückliche Braut sei, so war er doch unedel genug, bei der Tante um geheime Audienz nachzusuchen und ihr seinen Plan und seinen tiefgefaßten Entschluß kund zu thun, besonders da er noch überdieß gehört, welche Hindernisse der Verehelichung des Brautpaars im Wege ständen, die Tante aber, die als solche zärtlicher fühlte, als Julien gegenüber wie eine Mutter, ging nicht nur darauf ein, ihn in seinem Wunsch zu bestärken, sondern als Verbündete wollte sie mit möglichster Sorgfalt das Ihre dazu beizutragen suchen, seinen Wunsch zu realisiren, nur rieth sie ihm an, gegen Julie wohl höflich und freundlich zu sein, nichtsdestoweniger aber sich zu hüten, etwas von seinem Vorhaben durchblicken zu lassen.

Er schien nicht nur in seinen Spekulationen, sondern auch hierin das begünstigte Glückskind Fortunas zu sein, dem selbst der Zufall das Seine thun mußte, ihn seinem Ziele und seinem Streben näher zu bringen, denn kurze Zeit nah seinem Besuch in Mahlweg führte ein Garnisonswechsel den Oberlieutenant Lichteneck weit hinweg von der fast untröstlichen Braut.

Kaum einige Wochen beobachtete die listige Stiefmutter in Sachen ihres geliebten Neffen eine schweigende Passivität, die sie aber nach Verfluß dieser

Zeit mit einer sehr intriguanten Aktivität vertauschte, indem sie mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit in Mahlweg das Gerücht auszustreuen wußte, Lichteneck sei mit der schönen Tochter eines reichen Kaufmanns so viel als versprochen und erwarte nur eine günstige Gelegenheit vorerst mit Julie gänzlich zu brechen, ehe er mit jener das Verhältniß für fest und bündig erkläre. Sie hatte es so einzuleiten gewußt, daß Julie diesen Kram auswärts, gleichsam wie zufällig, bei einer Bekannten ihrer Stiefmutter, vernehmen mußte.

Obwohl sie das lügenhafte Gerücht, für welches sie das Ganze hielt, anfangs sehr deprimirte, und dieß um so mehr, als sie auf den ersten Brief Lichtenecks, der nicht nur sehr zärtlich, sondern auch voll bitterer Klagen über die weite Entfernung der Braut war, keinen zweiten mehr, sogar nicht einmal Antwort auf zwei Briefe ihrerseits erhalten hatte, so wollte sie doch so unbedingt das Vertrauen zu ihrem Verlobten nicht dadurch beeinträchtigen lassen, und schrieb noch in der Nacht demselben die ganze Sage mit der Bitte, ihr und Andern, vor Allen ihrer Stiefmutter, die ihm vorher nie grün gewesen, und nun oft und viel sich erlaubte, eine bittere Erwähnung an seinen Namen zu heften, die beruhigende Versicherung mit der Wendung der Post zukommen zu lassen, daß dieß Alles nur Verläumdung sei.

Sie zählte die Stunden nach, die der Eilwagen braucht, bis er die Tour zu dem Geliebten hin und her gemacht habe, und lauerte von da an mit ängstlichem Herzchen der Ankunft des Briefträgers; die Zeit des Wartens, die zuerst nach Stunden gezählt sie wurden zu Tage und endlich auch zu Wochen, und wohl oft erfuhr sie die Täuschung, aus der verhängnißvollen Ledertasche der wichtigen Person des Postboten einen Brief mit den Zügen der geliebten Hand zu erwarten und dafür — kalte Geschäftsbriefe ihres Vaters in Empfang nehmen zu dürfen. Länger war sie nimmer im Stande, das Unheil allein für sich zu tragen, und indem sie es Letzterem klagte, bat sie zugleich, er möchte im Interesse seines Kindes sich an Lichteneck wenden und um eine unumwundene Erklärung bitten, denn diese Ungewißheit, in der sie stets zwischen Hoffen und Fürchten schwebte, wurde ihr nachgerade unerträglich.

Der Vater willfahrte ihren Wünschen, und das Warten auf Nachricht begann sein altes verzweifeltes Spiel. Mit tiefster Entrüstung über ein solch' unwürdiges Benehmen brach er in die bittersten Worte gegen Lichteneck aus, und die Frau Gemahlin versäumte nicht, pflichtschuldigst zu accompagniren; freilich ohne darzuthun, daß sie mit dem Postmeister, oder mehr mit dessen Ehehälfte, die als dienstthuender Postsekretär figurirte, es also abgemacht, daß

weder ein Brief mit den Zügen und dem Siegel des abwesenden Lichteneck in die geistliche Wohnung, noch einer mit der Aufschrift an denselben über die Station Mahlwegs hinaus kam.

Einseitig sollten indeß ihre Minen nicht sein, mit denen sie das süße Gebäude der Liebe des Brautpaars in die Luft sprengen wollte, sondern gegen beide zugleich wollte sie conspiriren, und zu diesem Zwecke sandte sie an eine Bekannte in Waldstein, dem jetzigen Aufenthaltsort des betrogenen Lichteneck, die Nachricht, versteht sich zum — Weitergeben: Julie habe endlich eingesehen, daß ihr Verhältniß mit Lichteneck zu keinem Resultat führe, als dem, denselben hinzuhalten und sie zu einer verblühten Blume ohne die gehoffte Versorgung zu machen, habe sich deßhalb entschlossen, diese Verbindung stillschweigend zu brechen und eine neue einzugehen, sich mit ihrem reichen Neffen zu verloben.

Es erging Lichteneck ebenfalls so wie Julien, auch er hörte das ihm unglaubliche Gerede, auch er wendete sich endlich um eine ernstliche Nachricht an Juliens Vater, und beides ebenfalls höchst vergeblich. Zwar hatte er anfangs beschlossen, selbst nach Mahlweg zu reisen, um sich Gewißheit zu verschaffen, allein das Reiseprojekt wurde durch eine kurze Krankheit und lange andauernde Nachwehen derselben vereitelt, und als diese gehoben, überbrachte ihm

ein Kamerad die niederschmetternde Nachricht, er habe Julie am Arm des neuen Verlobten in einer Gesellschaft gesehen, in der man allerseits von der neuen Brautschaft gesprochen, indeß die alte und nun aufgelöste innig bedauerte.

Da die Stiefmutter bei jedem Theil eine reiche Gegenparthie mit in's Spiel gezogen und Reichthum bei Entbehrenden ganz besondere Reize hat, so schenkte endlich jedes der Betrogenen der Sache Glauben, indem es das Andere von den Netzen einer silberreichen Zukunft umstrickt hielt.

Nach also glücklich gelungenen Intriguen nach Außen und einem quälenden, unaufhörlichen Zureden bei Vater und Tochter nach Innen, ward endlich Julie gezwungen, den Vetter zu nehmen, der ihr schon vornherein eine widerliche Personage gewesen, da sie wohl stets bemerkt hatte, wie er sich bemühe, an Lichteneck Schattenseiten aufzufinden, und besonders war dessen Vermögenslosigkeit immer die Zielscheibe seiner unstatthaften Witze gewesen, wogegen er seinen Reichthum und seinen Spekulationsgeist in hellstem Lichte bouilliren ließ.

Bis zum Tag der Trauung hoffte sie stets noch eine glückliche Umänderung, denn ein Brief von Lichteneck, oder wohl gar ein persönliches Erscheinen hätte das ganze Gebäude der Stiefmutter in den Staub gestürzt, die sich jetzt alle erdenkliche Mühe gab,

Julie als die Braut ihres Schooßkindes möglichst reich und glänzend auszustatten. Es war eine vollkommen veränderte Staffage gegen früher, denn wenn während ihrer Brautschaft mit Lichteneck nur die Rede von einer zu treffenden Ausstattung war, so legte sich ihr Gesicht in die säuerlichsten Falten. Für Julie aber war alle und jede Illusion, die sie früher für ihre Zukunft hegte, verschwunden; gefühl- und theilnahmlos ließ sie die Stiefmutter machen und vorbereiten, selbst die reichen und wirklich geschmackvollen Hochzeitgeschenke des Vetters sah sie nur mit einem flüchtigen, höchst oberflächlichen Blick an, und es ward ihr schwer genug, sich am Hochzeitstage damit schmücken zu müssen, für den ihr übrigens noch eine andere und höchst schmerzliche Prüfung vorbehalten war; denn kaum war der Hochzeitszug aus der Kirche getreten, da hörte man den Tritt eines Pferdes um die Ecke kommen; — es war Lichteneck in einer glänzenden Uniform, ohnedieß zu Pferd stets eine brillante Erscheinung; hoch bäumte sich sein edles, rabenschwarzes Pferd, wie es schien durch die Prozession des Zuges scheu gemacht, aber mit Kraft und Anmuth zugleich brachte es der Reiter, dem diese Begegnung eben so wenig angenehm schien, in seinen normal-ruhigen Tritt zurück.

Juliens Vater, der ihn indeß kaum eines Blickes würdigte, grüßte er mit feinst-militärischem Anstand,

jene selbst aber betrachtete er mit einem Blick der unglaublichsten Verachtung. Wohl entging ihm nicht ihre Blässe und ihr Zittern, allein er trug es auf Rechnung der allzugroßen Ueberraschung eines solchen Wiedersehens, und stolz galoppirte er von dannen; aber willenlos ließ er dem Pferde die Zügel schießen; es trug ihn hinaus in die Einsamkeit und die schmerzlichste Wehmuth verdrängte den bittern Groll, indem es ihn doch mitunter bedünken wollte, in Juliens Auge habe mehr eine duldende Wehmuth, eine schmerzliche Resignation gelegen, als daß es in dem Wiederschein eines bräutlichen Glückes geleuchtet.

Wie es sich Julie gedacht, wie sie sich oftmals, noch im Brautstand, den Charakter des Verlobten analirt, ihr dagegen die Stiefmutter stets das Gegentheil zu beweisen gesucht, so fand sie es jetzt; ihr nunmehriger Gatte war ein herz- und gefühlloser Mensch, jeder edleren Empfindung unfähig und baar. Uebermüthig auf das ihm bisher so günstig gewesene Glück spekulirte er sorglos und unvorsichtig in den Tag hinein, und bald sah er bei einer unglücklichen Wendung des Blättchens seine Hoffnungen zu Scheiter gehen; ein mißrathenes Projekt folgte dem andern auf dem Fuße, und statt durch Malheur gewitzigt und für die Zukunft achtsamer zu handeln, suchte er die Erinnerung an Verluste ziemlich fühl-

barer Natur — in einer unausgesetzten Berauschung zu versenken.

Den liebenden Bitten und Ermahnungen der armen Julie setzte er die roheste Brutalität entgegen, und nicht selten wurden sie noch mit furchtbarer Härte honorirt; auch an betrübenden Anspielungen auf ihr früheres Verhältniß ließ er es keineswegs fehlen.

Wer war nun unglücklicher zu nennen, als sie? denn die ganze Last ihrer Leiden verschloß sie in sich selbst, klagen bei dem Vater wollte sie nicht, ihm weiteren Kummer zu ersparen, da er weder zu Hause selbst, noch im Angedenken seines einzigen Kindes das Glück früherer Tage genoß. Auswärts bei Fremden? es konnte ihr ja doch selbst nur schaden, dem Manne, an den sie nun doch einmal gebunden, an dessen Geschick das ihrige zu eng geknüpft war, durch ihre Klagen, durch Kundthun seines maßlos unvorsichtigen und rohen Benehmens das bischen Kredit und Ansehen vollends zu berauben, helfen konnte ihr doch Niemand; so blieb sie stets dabei im Verlust, und lieber wollte sie allein mit Standhaftigkeit ihre Leiden zu tragen und zu verbessern suchen, was noch zu verbessern war; aber immer freudloser, immer trauriger gestaltete sich bei dem allmäligen Verfall ihres Wohlstandes von Jahr zu Jahr ihre Lage!

Auch der Tod des geliebten Vaters fiel in diese Periode, wie man allgemein glaubte, durch den Kummer über das Unglück des Kindes herbeigeführt; wie besser Unterrichtete behaupteten, durch ein Zusammentreffen mit Lichteneck, der sich ihm mit bitteren Klagen über sein vereiteltes Lebensglück, das ihn bewog, jeder anderweitigen Ehe zu entsagen, aber auch mit der Liebe eines Sohnes gegenüber dem Vater näherte, und bei welchem Zusammentreffen sich denn auch aufhellte, daß es reiner, wohlangelegter und bestgelungener Betrug war, der ihre gegenseitigen Briefe unterschlug und so die beiden Verlobten trennte. Wer am meisten dabei die Hand im Spiele gehabt, blieb dem betrübten Vater länger kein Räthsel, ändern an Juliens Schicksal ließ sich ebenfalls nichts; nachdem er noch Lichteneck gebeten, für den Fall seines Todes doch nach Kräften in der schon nicht mehr zweifelhaft traurigen Zukunft Juliens für dieselbe wenigstens in späteren Jahren zu sorgen, ging er nach Hause, sich krank zu Bette zu legen, um dasselbe nicht wieder zu verlassen, bis man ihm eine Stätte bereitete, wo auch Bekümmerniß ihre Grenzen gefunden.

Nun war dem Leben Juliens der letzte, aller und jeder Reiz zernichtet! sie fühlte sich mit eisernen Banden an einen Gatten gefesselt, dem sie weder vertrauen, noch ihn lieben konnte, ja, den sie beziehungs-

weise verachten, gar oftmals fürchten mußte. Kinder hatte sie nicht und mußte Gott danken, daß er ihre Ehe nicht mit solchen gesegnet, denn weder deren Erziehung, noch eine Zukunft derselben wäre bei dem Charakter eines solchen Vaters verbürgt gewesen; weiter vermißte sie die Wohlthat, durch Wohlhabenheit sich manch' anderes unschuldige Vergnügen bereiten zu können, was oft andere im gleichem Falle Befindliche einigermaßen entschädigte; bei ihr, die von Jugend an ein gemächliches Leben gewöhnt war, wurde diese Lücke nun mit Entbehrungen aller Art ausgefüllt, die sie sich selbst auflegte, um einestheils dadurch einen Theil der Verschwendung ihres Gatten zu sühnen, anderntheils aber sich dadurch für die Zukunft die tröstende Beruhigung zu sichern, so viel an ihr gelegen, nichts zu einem gänzlichen Ruin beigetragen zu haben, den sie jetzt stets fürchtete, der sich oft mit einer erdrückenden Last auf das beklemmte Herz wälzte und tiefe Furchen des Grames in der schönen Stirne zeugten von zahllosen Thränen und schlaflos durchwachten Nächten.

Während sie diese dahinseufzte, freute sich ihr gefallener Gatte in einer Atmosphäre, die so fuselig und duselig war, daß sich jeder Mensch von auch nur einiger Bildung gescheut hätte, in derselben herumzuwaten.

In einem Zustand völliger Betrunkenheit wagte er nochmals eine ziemlich bedeutende Spekulation.

Nüchternen Sinnes hätte er klar gesehen, er könne hier nur verlieren, so aber glaubte er mit unnennbarer Sicherheit die Sache angegangen zu haben, und mit zwiefacher Begeisterung umfangen nach Hause gekommen, verkündete er Julien mit Jubel die nunmehrige Wendung ihrer bedrängten Lage.

Die Kontrakte über den Handel indeß sicher zu stellen, ließ ihm seine Gegenparthie scheinbar einige Tage die Wahl, ob er denselben eingehen oder sich zurückziehen wolle; daß seine Unterschrift jetzt schon fest und bindend, und unter welch' wahnsinnig unvorsichtigen Bedingungen er sie gegeben, hatte man ihm natürlich nicht mitgetheilt.

Es handelte sich dabei um eine Summe, die für ihn nicht einmal disponibel war, auch zauderte er nüchternen Sinnes doch noch zuweilen, denn: „nicht ohne Zittern greift der Mensch in des Geschicks geheimnißvolle Urne." Hatte er indeß vorher geschwankt, so bestärkte ihn diese freigegebene Wahl seines Wortes in der Ueberzeugung eines unfehlbaren Gelingens.

Die Zeit der Entscheidung nahete, er hatte auf diesen einen Wurf Alles gesetzt, und mehr noch, als er das Seine nennen konnte, und nun — Alles unwiderruflich verloren!

Nur ein Ausweg blieb ihm jetzt, derjenige, den so Viele, nicht nur Vaterlands- und Heimathsmüde,

sondern aus gezwungener Wahl wählen, weil sie an innerer und äußerer Existenz bankerott gehen, den — der Auswanderung, ihn wählte er ohne Bedenken!

Schwerer als jedoch er sich's selbst, schmerzlicher als es sich Julie gedacht, war ihnen beiden dieser Abschied, jenes geheimnißvolle Etwas der Ehe, das so viele tausend mal tausend wieder verzeihen läßt, drängte sich mit unendlicher Wehmuth in die Stunde des Scheidens; Julie dachte nur an die besseren Seiten des Gatten und bedeckte das Böse mit dem Mantel der Liebe, dieser aber schien heute zum erstenmal recht innig zu bereuen, ihr durch seine Schuld ein so unglückliches Loos bereitet zu haben.

Eine Episode von Juliens Dasein war nun wieder geschlossen, eine neue stellte sich ihr mit einer eben so untröstlichen Zukunft in Aussicht, denn sie sollte ihren jetzigen Wohnort mit dem ihrer früheren Heimath vertauschen und dort bei ihrer Stiefmutter, nach dem ausdrücklichen Wunsch derselben, so wie ihres Gatten, Wohnung und Unterhalt finden. Noch hatte sie indeß ihre eigenen Sachen, so wie die unbereinigt zurückgelassenen ihres Gatten in Ordnung zu bringen.

Bei diesem Geschäft war sie denn auch einst genöthigt, wichtige Papiere in dem Schreibtisch ihres Mannes zu suchen, die sie trotz aller Mühe nicht finden konnte, obwohl sie Fach um Fach durchstöberte.

Der Schreibtisch war an einen Freund des Letzteren verkauft, mußte ohnehin in den nächsten Tagen geleert werden, so wollte sie dieß lieber jetzt vornehmen, um vielleicht somit ihren Zweck zu erreichen; das Aktenstück konnte sich hinter eine der vielen Schubfächer verloren haben und es war ihr unumgänglich nöthig.

Lange hatte sie umsonst gesucht, als ihr Auge endlich ein verborgenes, fest verschlossenes Fach entdeckte; nun erinnerte sie sich auch, daß ihr Gatte vor seiner etwas fluchtähnlichen Abreise stets mit großer Unruhe sich hier beschäftigt und emsig zu suchen geschienen habe. Nach kurzer Zeit fand sie in einen Brief versteckt auch den Schlüssel und nach Oeffnung mit diesem entdeckte sie einen Schatz, der sie nicht sonderlich ergötzte.

Es waren zuerst ihre Briefe, die sie ehemals an Lichteneck gerichtet, die, was ihr bis jetzt geheim geblieben, unterschlagen und im Triumph von der Tante an den Neffen geschickt worden waren, mit den Maßregeln zu seinem Verhalten und Erörterungen über ihr zeitweises Gelingen des projectirten Betrugs.

Jetzt öffnete sie ein zweites Packet; war das erste schmerzlich, so streiften all' die übrigen an's Gräßliche, denn in ihnen fand sie Bestätigungen, wie schändlich, wie grenzenlos schlecht er sich gegen sie

benommen. Zurückgeben ihre verlorenen Jahre konnte ihr Niemand mehr, was sollte sie diese Zeugen von Schändlichkeit aufbewahren, und prasselnd verzehrten sie die Flammen des Kamins.

Ein wenig mehr Weltklugheit hätte sie geheißen, diese als den besten Schutz der Zukunft aufzubewahren, sie waren dahin, wie ihr verlorenes Jugendglück, und Julie trat mit dem wenigen ihr noch Gebliebenen die Reise an nach der Geburtsstadt.

Freudige Empfindungen waren es am wenigsten, als sie in dieselbe ihren Einzug hielt, denn einmal kam sie in fast dürftigen Umständen an den Ort zurück, in dem sie früher Zutritt zu den ersten Familien gehabt, überhaupt ihre glücklichsten Lebensjahre verbracht hatte, und dann von der Gnade ihrer unwürdigen Stiefmutter zu leben, die nicht edel genug war, eine Unglückliche wie Julie, eine durch ihre Schuld Unglückliche mit Schonung zu behandeln, und bald sollte auch Julie empfinden, daß sie hier von dem Regen unter die Traufe gerathen war.

Zum Empfang wurde sie in das schlechteste Lokal des Hauses einlogirt, das eben jetzt das Zimmermädchen bei ihrem Austritt verlassen hatte, denn Julie sollte in deren Stelle und in ein bloß dienstbares Verhältniß zu der harten Frau treten. Weiter wurden ihr alle und jeder ihrer Tage mit Vorwürfen gewürzt, wie sie es einzig und allein gewesen, die

dem Neffen Unheil gebracht, der vorher unter der Fülle des Glücks seine Reichthümer aufgehäuft hatte. Ließ sie sich mitunter auch einmal beikommen, Julie über ihr Mißgeschick trösten zu wollen, so waren diese Tröstungen langweilig, abgeschmackt und unerquicklich, wie der Regen eines Herbsttages, und immer war für die Arme der beste Genuß — Alleinsein.

Völlig unbekannt und abgeschlossen von der Außenwelt des Städtchens ging sie einst an einem wunderbar klaren und schönen Sonntagmorgen auf den Gottesacker, dort an dem Grabe ihrer Eltern erleichternde Thränen zu weinen. Es war dieß das einzige Ziel ihrer Ausgänge, wie es überhaupt das erste Geschäft gewesen, diese beiden Gräber so umzuschaffen, daß man sehen konnte, die Liebe walte hier oben; und da beide Gräber in schützendem Buschwerk verborgen lagen, so konnte Julie auch stets ungestört dieselben besuchen, an ihnen weilen.

Heute war es ein anderes. Kaum hatte sie einige der Windungen durchlaufen, die zu demselben führten, so sah sie auch schon durch die lichten Stellen der tiefdunkeln Gebüsche etwas glänzen, und bald, bei einigem genaueren Hinsehen, erblickte sie die Uniform eines höheren Offiziers und endlich auch den Träger derselben auf dem für sie dort aufgestellten Sitze.

Anfangs war sie Willens, sich alsbald wieder zu entfernen, allein eine kleine Neugierde hielt sie

gebannt, wer es denn sein könnte, der sich so für die Verstorbenen interessire. Denn Letzteres schien ihr unumstößlich klar, da auf dem Monument Namen u. s. w. bezeichnet, für die Uebrigen aber, die nicht gerade die Gräber lieber Angehörigen aufsuchten, waren sonst Ruhesitze angebracht. Hätte sie die Uniform durchschauen können, so hätte sie gefunden, man interessire sich, wenn auch mitunter für die Todten, doch mehr für die Lebendigen.

Eben, als sie die Schritte umlenkte, sich wo anders zu verweilen, bis der Störenfried von dannen, streifte das schwarze Seidenkleid etwas geräuschvoll an einem Rosenstock vorüber, und Jener, dadurch aufmerksam gemacht, daß Jemand in seiner Nähe weile, erhob sich, Julien zu nahen. Auch sie hatte nicht umhin können, noch einmal den Blick zurückzuwenden, und erkannte nun in dem Anwesenden — Lichteneck!

Er war seit längerer Zeit in die Garnison Mahlwegs zurückgekehrt, hatte auch nach eingezogenen Erkundigungen gehört, daß sich Julie hier und zwar durchaus nicht unter angenehmen Verhältnissen befinde; allein ihr zu nahen, wollte ihm niemals gelingen, Briefe an sie zu senden, dazu fehlte ihm die Lust, sie konnten das Schicksal von ehemals haben, endlich bei einem höchst zufälligen Gang auf den Gottesacker besuchte er das Grab ihrer Eltern, die

er stets auch noch mit den Gefühlen eines Kindes verehrte.

Ein frischer Blumenkranz auf denselben und die sichtliche Pflege der Gräber, so wie auch der Sitz, bewiesen ihm, daß hier am ersten zu hoffen sei, Julie zu treffen, und nun dieß endlich nach vielen vergeblichen Gängen der Fall gewesen, bat er sie, in seine treue Brust ihre Klagen niederzulegen, ihm zu vertrauen und sich seiner Hilfe zu bedienen, so oft sie deren bedürfe.

Für das verödete und verwaiste Herz Juliens wäre es nun eine unendliche Wohlthat gewesen, Lichteneck so oft als möglich zu sehen und in seiner Nähe zu weilen. Allein, wie dieß möglich machen, war die erste Frage, die zweite die, ob nicht dadurch die nur vernarbte Wunde von Neuem zu bluten beginne, denn an beiderseitigen Besitz konnten sie nicht denken.

Sie wollten sich hier am Grabe der Eltern sehen und sprechen, allein in die Länge ging dieß nicht an, es mußte die Aufmerksamkeit Anderer rege machen, und geheim mußten diese Zusammenkünfte vor den Augen der Welt gehalten werden. So kam es denn endlich zu dem Entschluß der nächtlichen Gänge, brechen wollte Julie das einzige Blümchen nicht, das ihr auf dem harten Lebensweg sproßte, und Lichteneck ermunterte sie, ihm zu vertrauen.

Der Winter war vorübergezogen, und schon verkündeten laue Lüfte und einzelne hervorsprossende grüne Gräser den nahenden Frühling, als der erste, mehr gefürchtete als gehoffte Brief von Juliens Gatten anlangte.

Er berichtete, daß derselbe nach längerem Umherirren sich gegenwärtig in Chili aufhalte, daß ihm hier das Glück bei all' seinen Unternehmungen so günstig gewesen, daß es ihm möglich geworden, ein größeres Anwesen, auf dem er bald reich zu sein hoffe, anzukaufen; übernehmen wollte er indeß dasselbe nicht, da er die Ankunft Juliens abwarten wolle, indem das Ganze eine sehr ausgedehnte Ueber- und Aufsicht erfordere. Ueberhaupt, fügte er bei, freue er sich unendlich auf diese Ankunft und bat auf das Dringendste, die Abreise in der Heimath zu beschleunigen, und zugleich that er ihr noch so detaillirte Abbitte für jede trübe Stunde und sehne sich so sehr, ihr alle dieselben zu vergüten, daß man daraus ersehen konnte, es müßte eine gründliche Aenderung mit ihm vorgegangen sein, zumal noch der Brief in einem sehr religiösen Styl gehalten war, was auch bei Julie den besten Eindruck machte.

Zum Schluß bemerkte er noch kurz und flüchtig: die Tante möge sich ihres Versprechens erinnern und ihm durch Julie die zugesagten dreitausend Gulden übermachen, indem sie ihm zur Uebernahme und dem

schwunghaften Betrieb des neuen Etablissements höchst nöthig seien; er hoffe, ihr das Ganze nach Verfluß von höchstens einem Jahr sammt den Interessen wieder retour zu erstatten.

Von diesem Versprechen nun hatte freilich Julie zuvor keine Silbe gewußt, und obwohl sie dasselbe so zu sagen als eine Wohlthat dankend anerkennen mußte, so war es ihr doch abermals ein Beweis von einer kleinen Falschheit und schmälerte fast das neu erwachte Vertrauen zu ihrem Gatten und wo möglich auch noch das längst schlafen gegangene zur Stiefmutter; welch' letztere nun überdieß nicht versäumte, täglich, ja stündlich von den Vorbereitungen zur Abreise zu sprechen und solche zu treffen. Zwar stand es in Julie fest, nachdem sich ihr Gatte dermaßen geändert, sei es ihre höchste und unabweisliche Pflicht, ihm zu folgen, und dieß wollte sie auch, und sollte ihr Herz darüber brechen. Allein hinauszögern wollte sie den schmerzlichen Augenblick des Scheidens so lange als thunlich. Und dagegen sträubte sich aufs Ernstlichste die Stiefmutter. Wie sie es damals gewesen, die sie Lichteneck entriß und dem Neffen zuführte, so war sie es jetzt ebenfalls, und Julie wußte nicht, war es ihr damals oder jetzt schwerer zu folgen; doch wäre nicht die Pflicht auf Seiten der ersteren gewesen, keine Macht der Welt hätte sie bewogen, sich zu dem Wechsel zu entschließen, so aber fügte sie sich, ließ indeß mechanisch die Mutter in ihrem Interesse handeln

und zubereiten, ohne darnach zu fragen, wie es geschehe. Er war angebrochen, der letzte Tag, den sie noch in der alten Heimath verleben sollte; in der Hausflur standen die weißen, eisenumwundenen Kisten, vollgepfropft von all dem Nöthigen, das die weite Reise bedingte. Eben war sie von dem letzten Gang auf dem Gottesacker zurückgekommen, hatte dort nicht nur von den Gräbern ihrer Lieben, sondern auch von Lichteneck für ewig und alle Zeiten sich verabschiedet.

Mehr todt als lebendig ordnete sie mitgebrachte Gräser und Blumen in ihr Taschentuch und blickte mitunter mit dem schmerzlichsten Blick auf das Zifferblatt der feinen Alabasteruhr, und nie, meinte sie, habe sich der Perpendikel schneller in seinem bezeichneten Raume hin- und herbewegt, als eben jetzt, da ihr das Bleiben fast nur nach Sekunden noch zugemessen, denn am Mittage wollte sie mit dem Eilwagen abreisen.

Mit thränenden Augen stand sie am Fenster, noch einmal das Erlebte in freudigen und trüben Bildern ihrer Erinnerungen Revue passiren lassend, als es draußen klopfte, und ohne das „Herein!" abzuwarten, sich flüchtig die Thüre halb öffnete, durch die bloß ein Kopf, eine Hand und in derselben ein ziemlich voluminöses Packet, von der Post kommend, sichtbar ward.

Es war von Juliens Gatten aus Amerika, und all die Papiere, die dasselbe enthielt, mit einer sichtlich zitternden Hand überschrieben.

Eine Mahnung werde es sein, dachte sich Julie, die etwas lange verzögerte Abreise zu beschleunigen, und obwohl ihr kaum noch ein Viertelstündchen des Bleibens vergönnt war, so mußte dennoch der ziemlich große Brief zuerst gelesen werden, man wußte ja nicht, hatte er noch Wünsche in demselben, oder Aehnliches, das noch zu besorgen war, und ziemlich gleichgültig fing sie an, denselben zu durchlaufen; allein auf eine unverkennbar freudige Weise erheiterten sich ihre Züge schon bei Lesung der zweiten Seite, und in äußerster Spannung suchte die Mutter, bis sie zu Ende war, in ihrem Gesicht zu entziffern, was der Brief so Wichtiges enthalte.

Es war zuerst ein reumüthiges Bekenntniß des Schreibenden, wie er in dem letzten Briefe Gattin und Tante über seine Verhältnisse zu täuschen gesucht, denn damals sei es durchweg nicht so um ihn gestanden, wie er ihnen darzuthun gesucht, weder um seine äußeren Verhältnisse, noch um seine guten Vorsätze; er sei vielmehr in einer höchst traurigen und üblen Lage gewesen, habe wohl immer ein sehr gutes Auskommen gehabt, so lange er gearbeitet, allein Letzteres sei seine Passion nicht gewesen und das Errungene habe kaum auf einige Tage wieder gelangt, seiner alten Gewohnheit des Trinkens nachzuhängen und zu fröhnen, und in dieser Lage habe er den vorletzten Brief an Julie abgeschickt, um — möglichst bald das versprochene Geld der Tante

zu erhalten. Da habe ihn Gott in eine ganz eigene Schule genommen, ihn nämlich lange auf ein äußerst schmerzhaftes Krankenlager gelegt, auf dem es ihm recht klar geworden, wie er durch sein ganzes bisheriges Leben diese Strafzeit verdient und besonders durch den vorhabenden Betrug an Julie und der Tante, und die ernstlichsten Vorsätze für seine Besserung seien daraus entstanden.

Nach und nach hätten denn die Schmerzen der Krankheit nachgelassen, und da er wieder im Stande gewesen, etwas zu thun, habe ihn sein Arzt an einen Fabrikherrn rekommandirt, der ihm eine äußerst humane Behandlung und einen großen Lohn für die wenigen Dienste, die er bis jetzt zu leisten im Stande gewesen, zukommen ließ.

Nach und nach hätten sich auch seine körperlichen Kräfte vollends erholt; er sei nun Buchführer, überhaupt Vorstand des ganzen Anwesens, und da er seine freie Zeit, statt früher mit seiner schlechten Genossenschaft, nun im Kreise der Familie des Fabrikherrn, ebenfalls eines Deutschen, zubringe, so habe sich die einzige Tochter desselben in ihn verliebt, der Vater aber beabsichtige, ihm mit der Tochter auch das ganze weit ausgedehnte Etablissement zu übergeben, und da bei Julien doch alle Achtung und alles Vertrauen zu ihm untergraben, Liebe sie niemals besessen habe, und er sein zukünftiges Lebensglück nur auf diese Basis und

somit eine andere Ehe gründen könne, so ersuche er Julie, in eine Trennung zu willigen, die auch ihr gewiß nicht sehr schwer werde, und dieselbe möglichst schnell zu betreiben. Vollmachten und all die nöthigen Dokumente finde sie anbei vor. Zugleich aber fühle er sich gedrungen, für ihre Zukunft so zu sorgen, daß sie unabhängig und behaglich ihre Lebensweise wählen könne, und zu diesem Zweck lege er ihr einen Wechsel mit zehntausend Gulden bei.

Daß sich Julie beeilte, ihrem Gatten nach diesen seinen Wünschen möglichst schnell gefällig zu sein, bedarf wohl keiner Versicherung für den geneigten Leser. Bald war auch nach so zur Hand gegebenen Aktenstücken das unangenehme Geschäft der Trennung vorüber und kurze Zeit nachher Julie die glückliche Gattin des Majors von Lichteneck!

Ich will euch nicht Waisen lassen!

„Was klingen doch heute die Glocken so dumpf und so schaurig, meint man doch, es ihnen recht eigentlich anzuhören, sie begleiten einen armen Erdenpilger auf dem letzten Gang, aber seht, dort kommt auch schon der schwarze Zug, klein und ärmlich. Muß niemand recht's gewesen sein", sprach die Frau des Bäckers Wenzel aus dem Fenster zu ihrer Nachbarin, die eben vorüberging.

„Ihr habt recht geschlossen aus dem Geleit, ein armer Erdenpilger war's freilich, deßhalb ist auch der Zug nicht groß, wie die, welche die Reichen und Angesehenen zu Grabe begleiten, denn hier macht allein die Welt noch den letzten Unterschied, oder nein, noch auf dem Todtengarten, da steckt man dem Armen das Kreuzholz auf das Grab als Siegeszeichen einer vollbrachten Leidenszeit, dem Reichen aber setzt man ein kostspielig Epitaphium von Stein; drunten aber unter der Erde sind sie Alle gleich: jung und schön, bleich und todt, Reichthum und — die Erdennoth. Aber eben das

Kreuzholz zerbricht und zerstiebt sammt den daran gehängten Kränzen in der Luft, das Steinmal aber trägt noch nach hundert Jahren den Namen desjenigen, dessen letztes schmales Haus es ziert und mit dem er sich begnügen mußte, obgleich er vielleicht vorher ein halb Dutzend palastähnlicher besessen. Stirbt er, so wird ein reich verzierter Sarg bereitet, wohl auch mit Spreu und Hobelspänen gefüllt, aber darüber liegt ein feines, zartes Tuch und das Todtenkleid prangt mit Atlasband und Spitzen, das kalte Haupt ruht auf dem Kissen, das duftend aus des Materialisten Hand hervorgeht, ist noch zum Ueberfluß mit wallenden Bändern geziert; nun, es ist das Letzte, das die Liebe geben kann, wir wollen darob nicht hadern; aber gehen wir zum Lager des Armen: als ob sich jetzt zum Schluß noch einmal der harte Druck der Noth in seiner ganzen Bitterkeit zeigen wollte, so ist's am Todtenbette des Dürftigen. Lange wüthete die Krankheit, ehe man die Hilfe des Doctors suchte, es war ja um der Kosten willen. Bitter steht jetzt der Sorgenmann im Hinterhalt, in Händen — die Rechnung für Medikamente; sie haben nicht gefruchtet und der Kranke unterliegt, aber der Sensenmann bringt neue Sorgen, ob auch für jedes der Waislein ein schwarzes Tuch und ein Schürzchen sich findet? das ist das Erste, und die sechs Brettchen die macht der Schreiner so einfach zusammen als möglich; eine Hand voll Hobelspäne und ein Tuch darüber,

so alt und mangelhaft, daß es just noch hält. Aber Nachbarin“, fuhr das Weib nun fort, „aber Nachbarin, meint Ihr, er schlafe weniger gut, als dort der Reiche, der vielleicht ungern schied aus der Fülle seiner Pracht? Der Arme aber, freilich auch ihm wurde das Sterben schwer, um sein Bett stehen die Kinder und jammern, es scheidet nicht nur die Liebe, es scheidet auch Brod und Unterhalt, und die Stütze bricht, an der sich das schwache Weib allein noch hielt, die nun mit verzweifelndem Blick in die Zukunft schaut, da der Ernährer zu Grabe zieht. Er aber, der arme Kranke, er windet sich auf dem Lager der Schmerzen, er sehnt sich nach der Grabesruhe, er gibt so gern das müde Leben, aber die Thränen der Seinen, ja, das ist noch ein Kampf, der gekämpft sein will, dann aber, wenn er es durch Gebet dem Himmel abgerungen, dann tröstet er mit matter Stimme: Er hat gesagt, ich will euch nicht Waisen lassen! und wenn sie auf's Neue hervorbrechen, die Thränen der Seinen, so deutet er mild lächelnd nach Oben und der Mund verstummt auf ewig, es steht stille das arme Herz und das Aug' ist gebrochen, das für die Seinen gewacht. Seht, so war es auch bei dem armen Feuger; da seht einmal die arme Wittwe an, wie sie blaß und hager ist vor Gram und Sorgen, sie steht dem Todten ähnlich, und um sie herum nun die sieben Kinder, die zum Theil noch nicht verstehen, was das Leid alles heißen will. Er war ein braver und fleißiger

Mann, der Tag und Nacht nicht müde ward, für die Seinen zu sorgen, aber seit einem halben Jahr lag er krank und die Schmerzen verließen ihn nicht. Wie inbrünstig dankte er Gott, wenn er in einer so langen, langen Winternacht nur ein halb Stündchen schlummern konnte. Ich war oft dort, und ist nicht vom Uebel, da hinzugehen, wo der Nebenmensch also leidet, und wie oft mußt' ich denken, da legt sich der Mensch in's Bett gesund und ohne Schmerzen schläft er die ganze Nacht, kann sich drehen und wenden, wie er will, und sieht es nicht ein, welch' eine Wohlthat es ist, und denkt auch nicht daran, Gott recht aus Herzensgrund dafür zu danken; erst wenn er die Gesundheit, dieß größte aller Güter, verloren hat, da kommt's ihm: ich wußte es nicht dankbar zu schätzen. Aber auch die Andern sind mit dem Kranken geplagt; Gott, was mußte das arme Weib nicht Alles durchmachen, hätt' sie die Catharine nicht gehabt, sie wäre längst unterlegen!"

„Wer ist denn die Catharine?" fragte jetzt die Bäckersfrau.

„Die Tochter aus erster Ehe des Feuger", antwortete Jene, „sie ist jetzt 20 Jahre alt, aber so fromm und fleißig, die sucht ihres Gleichen. Sie pflegte die kleinen Geschwister wie eine Mutter, das Vieh im Stall bekam nur durch ihre Hand das Futter, und dennoch theilte sie bei Allem die Pflege des Vaters. Freilich die Mutter jammerte auch recht, daß sie jetzt das Mäd-

chen verlieren soll. Catharine muß in einen Dienst, um sich etwas ersparen zu können."

Nun meinte die Bäckersfrau, „wenn die Catharine erst einen Dienst sucht, so weiß ich ihr einen; meine Magd geht die nächste Woche. Wenn Ihr wieder hinkommt zur Feuger, so fragt das Mädchen, ob sie zu mir will. Aber halt, wartet einen Augenblick", und damit verließ sie das Fenster, nahm einen Armkorb und stellte eine Schüssel voll Weißmehl darein, nebst einem Laib Brod, und oben darauf breitete sie ein altes schwarzes Kleid, in dem sie vor Jahren ihr letztes Kind vertrauert.

„So, dieß nehmt mit und bringt's der Wittfrau", sprach sie zur Nachbarin, und mit leichtem, wohligem Herzen, wie es dem Menschen beim Bewußtsein einer frommen Handlung zu Muth ist, ging sie an ihre Tagesarbeit und bekam nach einigen Stunden den leeren Korb mit dem Bescheid zurück: Catharine werde kommen, um mit der Bäckersfrau zu sprechen.

Den andern Morgen, als diese den Ihren gerade eine dampfende Milchsuppe zum Frühstück vorgesetzt, nahten sich leise und schüchterne Tritte der Thüre. Die Bäckerin legte den Löffel zur Seite, um nachzusehen, wer da draußen sei und nicht hereinkomme. Es war ein junges Mädchen, in tiefe Trauer gekleidet, mit rothgeweinten Augen und blassen Wangen.

„Du bist wohl Catharine Feuger?" fragte in

mildem Tone Frau Wenzel, und als diese bejaht, so führte sie dieselbe in die Stube, um sie dem Mann vorzustellen und mit ihr den Liedlohn auszumachen. Er war besser, als sich ihn Catharine gedacht, denn die Bäckerin war als eine harte und geizige Frau bekannt, die selten die gute Laune ankomme, Andern was Gutes zu thun. Sie bekam noch einen Vierundzwanziger als Handgeld und versprach, die nächste Woche einzutreten in den neuen Dienst; eine Semmel aber, die ihr die neue Dienstfrau mit auf den Weg gegeben, brachte sie dem jüngsten Schwesterlein, das sie zärtlich auf den Arm nahm und das kleine, glückliche Gesichtchen mit einem Strom von Thränen übergoß. Da kam die Mutter zur Thüre herein, ihr fiel sie in den Arm. „Jetzt ist's fertig", sprach sie zu ihr, „und ich muß euch und das Haus verlassen und ist mir fast — zum Nimmerwiederkommen."

„Füg' dich darein in Geduld, Catharine, 's wird dir jetzt hart, das Vaterhaus zu verlassen, aber sei versichert, du hast draußen bessere Tage."

„Ja, aber ihr, Mutter, und die Kinder, ihr seid jetzt noch halb krank, überall ist Mangel, wie wollt ihr euch durchschlagen, wenn ihr gar keine Stütze habt?"

„Weißt du nicht, was dein Vater gesagt? Befiehl dem Herrn deine Wege und traue auf ihn, er wird's wohl machen", erwiederte mit Schluchzen die Mutter, und darauf nahm sie die Bibel von dem Ofenbänkchen

und ein Psalmgebet stärkte die Armen. Catharine aber rastete fast nicht mehr, sie wollte vor ihrem Austritte noch einmal recht für die kleinen Geschwister sorgen, und die Nadel flog in ihren Händen, die dürftigen Kleider und Hemdchen für die armen Würmer zusammenzustoppeln, damit die Mutter nicht der allzugroßen Last der Zukunft unterliege. Sie waren bald vorüber, die Tage, die sie noch zu Hause sein sollte, auch der Bündel war schnell gepackt, der ihre wenigen Habseligkeiten enthielt, die paar Röcke, Kittel und Schürzen, es war Alles klein bei einander. Zum letztenmal fegte sie heute die Stube und Kammer aus, zum letztenmal glättete sie den Kleinen das Haar und netzte es mit ihren Thränen. Jetzt theilte sie noch einmal mit den Ihren das Frühstück, aber nein, essen konnte sie voll nicht mehr.

„Gelt, Lisbeth“, sprach sie zu der Kleinsten, „du nimmst meine Suppe“, und damit nahm sie das Kind auf den Schooß und gab ihm die Suppe und in jeden Löffel mischte sich eine Thräne, aber die Kleine streckte die Händchen empor, die Thränen zu trocknen; die Mutter aber entfernte sich und trat bald mit einem kleinen Päckchen in die Stube:

„Sieh', Catharine“, sprach sie, „da hab' ich dir mein weiß gesticktes Batisttuch, es war das Brautstück von deinem Vater und mein Hochzeitstaat, dir will ich's jetzt als Andenken geben, 's könnt' viel-

leicht auch dein Hochzeittuch werden", sprach sie lächelnd, um unter dem Scherz die Thränen zu verbergen.

„Das wird's nie werden, Mutter, ich weiß nicht, mir ist's sonderbar zu Muth, und in der letzten Nacht hat mir's auch geträumt, es hätten mich vier Männer zu dir heimgetragen, und als ich dort auf deinem Bett lag, da kam der Vater und trocknete mir den Schweiß von der Stirn, und das Tuch, mit dem er mich abgetrocknet, war blutig roth."

„Du bist jetzt eben traurig g'stimmt!" sprach die Mutter, „aber bleibe nur fein fromm, diene deiner Herrschaft nicht allein mit dem Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als eine Dienerin Christi, die da solchen Willen Gottes thut von Herzen und die sich dünken läßt, daß sie dem Herrn dienet und nicht allein den Menschen"; damit half sie Catharine den Bündel auf den Kopf, und rüstig schritt diese der neuen Heimath zu.

Sie war die fleißigste nach der Dienstfrau Aeußerung von all den Mägden, die sie je gehabt, und dieß war keine geringe Zahl, und lag auch die Schuld des baldigen Austritts nicht stets an den Mägden allein. Catharine aber wußte sich zu fügen, und war die Dienstfrau böse und übel gelaunt, so verdoppelte sie den guten Willen, bis das Wetter vorüber war, und kam immer gut durch. Allein auch ihr Aeußeres

veränderte sich gänzlich und zwar nur zu ihrem Vortheil: eine bessere Kost ließ sie jetzt neu aufblühen, sie wurde so hübsch, so voll, und rund wurde das freundliche Gesicht, und wenn sie, die Aermel aufgestülpt, die weiße Schürze vorgebunden, mit dem Korb voll dampfender Pfitzauf und frischgebackener Semmeln durch die Straßen ging, da war ihr der Korb geleert, ehe sie recht angefangen, zu verkaufen; kein Wunder, daß sie mit der ganzen übrigen Tagesarbeit besser zu Ende kam, als all ihre Vorfahrerinnen. Dann erlaubte ihr aber auch die Dienstfrau mehrmals in der Woche, des Abends auf ein Stündchen zu den Ihren zu dürfen, und auf diese Stunden hatte sie sich manch guten Bissen am Munde abgespart und brachte ihn den kleinen Geschwistern, denn zu Hause da war Hunger und Noth der tägliche Gast und Catharine oft der Rabe, der die Hungrigen speiste, wenn die Mutter nicht wußte, wie sie das Brod strecken sollte, daß die Kleinen nicht gar ungegessen in's Bett müßten. Oft aber schickte auch die Bäckersfrau eine Schüssel mit Weißmehl dazu, und wenn sie die Mutter leerte, da quoll ihr das Herz über und ihr Mund bezeugte: „Der Herr vergißt deren keines, die er erschaffen hat, er höret das Schreien der Elenden und hilft ihnen."

Einst als Catharine wieder von einem Gang zu den Ihren zurückkehrte, sah sie die Dienstfrau

schon von weitem unter der Thüre stehen und ihrer harren.

„Catharine, du sollst gleich oben hinauf kommen zur Madame Prissonnet, sie wartet deiner gar sehnlichst."

Es war dieß eine Wittwe, die aus dem Französischen in's Württembergische und alsdann nach Tübingen übergesiedelt war. Sie zählte etwa 60 Jahre, allein wer es nicht wußte, hätte ihr eher 80 beigelegt. Ein Kummer, den sie Niemanden anvertraute, hatte vor der Zeit ihre Haare gebleicht und ihren Körper gebückt, und nur Catharine war es, deren Nähe ihrem geängsteten Herzen eine Wohlthat schien. Oft in der Mitte der Nacht war sie schon an ihre Thüre gekommen, sie zu bitten, daß sie den Rest derselben vollends bei ihr verbringe, und dann bat sie Catharine, ihr aus der Bibel vorzulesen, und sie ging die Stube auf und ab und ächzte und weinte, dann aber ging sie an die geschmackvoll gefertigte Trisur, schloß ein dreifach verwahrtes Kästchen auf und daraus nahm sie ein kleines Päckchen in rothen Sammt gehüllt, mit diesem trat sie an das Fenster, hob das Päckchen hoch in die Lüfte und weinte und stöhnte auf's Neue. Solche Nächte hatte Catharine schon manche bei ihr zugebracht; es schauderte ihr oft im Innersten vor der Frau, wenn sie so klagte, sich die Haare raufte und gar that, wie wenn sie

verzweifeln wollte, und nur wenn der Morgenstern sich am Himmel zeigte, wurde sie ruhiger und entließ Catharinen stets mit einem namhaften Geschenk, meistens Haushaltungsgegenständen von Weißzeug, Zinn und Messing.

„Hebe dieß auf für deinen späteren Haushalt und gedenke meiner dann noch in deinem Gebet", sprach sie zu ihr. So war sie ein Räthsel für alle Leute; da sie indeß mit Niemanden näheren Umgang pflegte, so hatte auch Niemand Grund, sie nach ihren Verhältnissen zu fragen; man wußte zwar wohl, daß sie hier einen Sohn verloren, einen edlen Jüngling, dem zu lieb sie in die Universitätsstadt gezogen war, daß auch eine Tochter ihr in jungen Jahren gestorben, aber sie jammerte ja nicht um diese ihre lieben Todten; kein Wort der Klage über diesen Verlust war in ihren bittersten Stunden zu vernehmen, sondern nur um ihre verlorenen Jahre jammerte sie, diese möchte sie wieder zurückrufen, und obwohl sie auch, so lange ihr Catharine nicht vorlas, immer mit sich selbsten sprach, so geschah dieß nur in französischer Sprache, und war somit dem Mädchen vollkommen unverständlich.

Heute nun, als sie von ihrer Mutter zurückkam und auf die Weisung der Dienstfrau die Treppe hinauf ging, klopfte sie leise an die Thüre, keine Antwort erscholl, nur ein Stöhnen und Röcheln

hörte sie drinnen. Heftig riß sie die Thüre auf, Madame Poißonnet lag halb bewußtlos am Boden, und als sie nun dieselbe aufgerichtet, zu Bette und wieder zum Bewußtsein gebracht, da fing sie fürchterlicher als je zu weinen an, die Hände zu ringen, zu winseln und zu klagen, daß es Catharinen bange und immer bänger ward in ihrer unheimlichen Nähe.

„Euch ist nicht wohl", sprach sie endlich zu ihr, „ich will gehen und den Arzt rufen"; damit wollte sie sich entfernen.

„Nein, um Gottes Willen, nein"; sprach Jene, „ja, ich fühle, es wird die letzte Stunde nahen, aber ich habe sie schon viel tausendmal herangewünscht, keine Kunst des Arztes soll sie mir nun wieder ferne treiben. Aber dort nimm jetzt die Bibel zur Hand, ich bin so weit gestärkt, dich anzuhören, lies mir einen Psalmen."

„Sagt nur, welchen ich lesen soll", erwiederte Catharine.

„Kannst ja selbst wählen, lies nur, Mädchen, lies", drängte sie mit einer unendlichen Hast.

Schon eine Zeit lang hatte sie gelesen, sie fragte stillschweigend, ob sie weiter machen solle? Mit andächtig gefalteten Händen saß Madame Poißonnet aufrecht auf ihrem Bette: ein stummes Zeichen ihrerseits bejahte und Catharina las weiter und kam endlich auch an den Vers zu lesen: „Vertraue auf

Gott, der ein Vater ist der Waisen und ein Richter der Wittwen, denn er ist Gott in seinem Heiligthum, er verachtet das Flehen der Waisen nicht und ihre Thränen fließen wohl die Backen herab, sie schreien aber aufwärts gegen den, der sie herausbringet."

„Ja, sie schreien aufwärts", fing die Wittwe an, und wälzte und krümmte sich auf ihrem Lager wie ein Wurm, dann war sie mit einer raschen Wendung über das Bett herab an der Trisur, das Päckchen zu holen, und dann öffnete sie ein weiteres Fach mit Papieren; mit zitternden Händen durchwühlte sie selbiges, nahm einige heraus, fügte sie zu dem Packet und verschloß das Ganze, dann aber fing sie ihre Wehklagen wieder an, daß es das Mädchen erschütterte, und hundertmal wendete sie das sehnliche Auge nach Osten, ob der Tag nicht dämmere, der ihr und der Armen die Ruhe gewähre.

„Wenn ihr den Arzt verschmäht", sprach sie endlich zu Madame Poißonnet, so will ich euch den Geistlichen holen, er wird den Frieden in eure Seele bringen und die Ruhe des Gemüths"; denn heute wollte ihr unumstößlich bedünken, das Gewissen der Wittwe sei mit einer großen Last beschwert.

„Ja, thue das, mein Kind", gab diese zurück, „ich will in die Hände eines Dieners des Herrn niederlegen, was mich bedrückt, will das Abendmahl

genießen und mit den Segnungen desselben den letzten Gang betreten."

Ein lichter Streifen am Himmel bezeugte die Ankunft des jungen Tages; freudiger hatte ihn das Mädchen in ihrem Leben nie begrüßt, als heute, da er sie befreite aus diesem Grauen. Madame Poißonnet drückte ihr heute einen Goldgulden in die Hand und entließ sie mit der nochmaligen Mahnung, den Geistlichen zu ihr zu bitten. Matt und erschöpft ging sie die Treppe hinab. Aber statt des erwarteten Stündchens der Ruhe, das ihr sonst nach solchen Nächten gestattet war, schien der Anfang des heutigen Tages nur dazu bestimmt, sie auf's Neue zu quälen, denn ein Auftrag höchst unwillkommener Art erwartete sie unten.

„Du mußt jetzt, und zwar sogleich, auf's Schloß mit den Semmeln, denn der Geselle kann heute nicht weg."

Von Kindheit an bezeugte Catharine eine unüberwindliche Furcht vor Schießgewehren, deßhalb war ihr auch das Aergste, auf das Schloß zu gehen; man wußte es droben und neckte sie damit, weßhalb auch ihr selten der Auftrag wurde, dorthin zu gehen, besonders seitdem sie sich droben einen baierischen Soldaten zum Feinde gemacht.

Er hatte einmal gewagt, sie unsittlich herumzureißen, sie aber versetzte ihm auf gut deutsche Manier

einen Schwabenstreich an den Kopf, daß ihm das Hohngelächter der Kameraden entgegenschallte; seitdem aber durfte sie nur auf das Schloß kommen und er brachte seine Muskete, und ein Schuß, das wußte er, jagte sie in einen Winkel, in dem sie sich zitternd niederkauerte.

Bebend nahm sie daher auch heute den Korb mit dem Brod an den Arm, aber in Mitte der Burgsteige kam ihr der Baier entgegen, er ging zur Stadt und war somit nicht oben. Wie eine Gemse floh sie den Berg hinauf, eben so schnell wieder herab; als sie schon das erste Haus der Stadt erreicht, da stand der Baier, einen Stock zur Hand gleich einem Schießgewehr, vor sich einen sogenannten Feuerteufel herrichtend, und als das Pulver sich entzündete wie eben Catharine in der Nähe war, da flog der Korb weithin aus ihrem Arm; todtenbleich stürzte das Mädchen zusammen. Der Commandant des Schlosses, der oben herab kam und das Ganze mit angesehen, half ihr selbst wieder empor, und wie sie ihm nun geklagt, daß es der Baier nicht bloß heute, sondern immer mit ihr so treibe, beruhigte er sie: der Bursche werde es wohl für die Zukunft bleiben lassen, denn acht Tage in dem tiefen Verließe der Burg werden ihn sicher curiren von seiner Bosheit. Und wie es ihm der Commandant versprochen, so geschah ihm auch; in der schauerlichen Nacht dieses Gefängnisses

hatte er Zeit, über diesen und andere lose Streiche nachzudenken, die dem Festungscommandanten ebenfalls zur Genüge bekannt waren.

Catharina aber war der Schrecken und die letzt vergangene böse Nacht so in die Glieder gezogen, daß sie mehrere Tage nicht außer Bett sein konnte; dabei hatte sie indessen nicht versäumt, an Andere den Auftrag der Madame Poißonnet, den Geistlichen zu senden, zu übermachen.

Der Geistliche war gekommen, hatte eine offen abgelegte Mittheilung ihres Kummers erwartet, um ihr darnach den Trost zu reichen, dessen sie so bedürftig schien, allein die fromme Entschließung, diese Erklärung bei dem Diener des Herrn niederzulegen, war in der Nacht gefaßt worden, und der geneigte Leser frage sein eigenes Ich, ob er nicht selbst schon manches Mal einen frommen und guten Entschluß gefaßt in der wirklichen, oder wohl öfter in der Nacht des Kummers, und ob nicht der darauf folgende lichte Zustand, Tag genannt, diese Entschließungen verwischte? Madame Poißonnet war bei der Ankunft des Seelsorgers durchaus nicht mehr gewillt, was sie sich vorher fest vorgenommen. Er suchte sie selbst dazu aufzumuntern: kein einzig Wörtlein ihrerseits krönte sein Bemühen, und achselzuckend entfernte er sich; da er indeß auch selbst die Wahrnehmung gemacht, in diesem scheuen Blicke, dieser zerstörten Physiognomie

liege etwas, das nicht gut mit hinüberzunehmen sei, so beschloß er wieder zu kommen, und sollte es auch ungebeten sein. Allein ihre Krankheit ging schneller vorüber, als man gedacht, und da sie jetzt ruhigere, ungestörte Nächte hatte, war sie auch weniger zugänglich für geistliche Ermahnungen. Beinahe wollte es scheinen, als ob diese Recitationen für immer aufgehört, als sie mit einem Mal durch ein Ereigniß wieder begannen, das freilich nicht dieses Gemüth, sondern ganz Tübingen, und vor Allem das Schloß, in seiner Ruhe erschütterte.

Es war der französische General Türenne, der schon 1645 in das Land eingedrungen war und der nun im Beginn des Jahres 1647 unerwartet vor Tübingen rückte, das Schloß einzunehmen, in welchem noch baierische Besatzung lag.

General d'Hocquincourt belagerte mit seinem Heere die Stadt und versuchte tagtägliche Stürme auf das Schloß. Es war fest genug, lange Zeit auszupariren, und die Besatzung droben wehrte sich tapfer, so daß ihre Kugeln manch liebes Mal die Häuser der Stadt durchsuchten, und nicht immer nur Feinde trafen, sondern auch die friedlichen Bürger, so zwar, daß der Wandel über die Straßen zu einem lebensgefährlichen wurde. Madame Poißonnet hatte nicht sobald gehört, die Franzosen wären vor den Thoren, als auch ihre Ruhe gänzlich verloren

war; auf das Flehentlichste bat sie die Bäckersfrau, ihr Catharinen für immer und ganz zu überlassen, was ihr dann diese auch gewährte, da ihr nur bei deren Anwesenheit ihre Leiden erträglich waren.

„Soll ich euch das Mittagessen in das Bett bringen?“ fragte das Mädchen einst an einem der Belagerungstage Madame Poißonnet, die jetzt selten mehr außer demselben zu treffen war.

„Nein, mein Kind“, sprach diese, „komm, hilf mir aufstehen, so, jetzt rücke mir den großen Lehnsessel an den Tisch und das Fußpolster davor.“

Es war geschehen, Catharina hatte das Tischgebet gesprochen und das Mahl sollte eben beginnen; da war es, als sollten sie Gäste von oben herab bekommen zu dem Mittagsbrod, es dröhnte und krachte, als ob das ganze Dach nachfolge, und immer näher kam mit Blitzesschnelle das Tosen. Es war eine Granate, vom Schlosse herabgeworfen, sie hatte sich durch das Dach Bahn gemacht, war durch zwei Böden in Madame Poißonnets Lager geschlagen, in den viel auf einander gehäuften Bettstücken war die Feuermasse erstickt, und die Bürger liefen herzu, die gloschenden Federsäcke aus dem Fenster zu werfen. Den ganzen Tag hindurch aber kamen Neugierige, die Stelle in Augenschein zu nehmen, an der so viel Glück und Unglück gepaart erschienen, denn ohne eines der Bewohner zu beschädigen, war das Mal-

heur abgelaufen. Schon hatten sich auch das Mädchen und ihre Gebieterin von dem unendlichen Schrecken erholt, als noch spät am Abend ein französischer Capitän in das Gemach trat, die Bresche zu besichtigen.

„Fianvillers", murmelte Madame Poißonnet zwischen den Zähnen und wurde todtenbleich vor Entsetzen, wandte sich indeß zur Seite, um es den Capitän nicht merken zu lassen. Daß sein Erscheinen jedoch keinen günstigen Eindruck gemacht, war ihm nicht entgangen, und er war auch zartfühlend genug, sich deßhalb alsbald zu entfernen, indem er sich's dahin erklärte, daß sie ihn als Franzosen und unter dem belagernden Heere stehend als eine Mitursache ihres Schreckens betrachte. Kaum hatte er aber das Zimmer verlassen, als Madame Poißonnet nach altgewohnter Weise in französischer Rede ihr Selbstgespräch begann und mit verzweifelnderen Geberden als jemals seufzende, unartikulirte Laute ausstieß und gleich einer Wahnsinnigen im Zimmer hin- und herrannte.

Obwohl sie es oft schon so getrieben und dadurch Neugierde und Theilnahme der Hausbewohner erregt hatte, so schien doch der junge französische Offizier all' ihre bösen Geister heraufbeschworen und Erinnerungen in ihr erweckt zu haben, die nichts weniger als angenehmer Natur waren. Jeder Schat-

ten ängstete sie, und bei jedem kleinen Geräusch fuhr sie zusammen und schrie so jämmerlich, als ob ein Mörder sich nahe, und Catharine mußte die ganze Beredtsamkeit von milden Worten aufbieten, sie heute nur einigermaßen zu beruhigen.

Mitternacht war vorüber; jetzt erst wurde sie so weit beruhigt, beten zu können, und dem Mädchen wurde befohlen, einen Psalmen zu lesen. Denn von der ganzen Bibel, ja auch von allen andern Gebetbüchern hatte sie sich die Psalmen erwählt, als welche die kräftigsten Gebete enthalten für recht wahrhaftig Unglückliche; waren es doch die alten Patriarchen, die auch so oft in dem innersten Mark ihres Lebens verspürten, was Angst und Kummer bedeute, und die durch ihre Psalmen noch jetzt einen tiefen Blick in ihr Herz gestatten und durch ihre kräftigen Flehworte zeigen, wie Furcht und Angst sie beten lehrte, und wie sie dadurch der Nachwelt zeigen, sich mit der tiefsten Inbrunst vor dem Thron des Allmächtigen niederzuwerfen, der helfen kann, das Leiden möge auch aus einer Quelle fließen, aus welcher es wolle.

Catharine hatte geendet, es schien Madame Poißonnet leichter geworden, obwohl sie noch sehr angegriffen war; ein Strom von Thränen entwand sich ihren Augen und erleichterte die gepreßte Brust. Ist doch Weinen immerhin eine Wohlthat gegenüber dem Kummer, der beschwerend auf der Seele liegt. Jetzt

trat wie immer die Gebieterin an die Trisur: es war nicht das rothe Jäckchen in Sammt, das sie heute langte, es war eine kleine Schachtel, schwer von Gewicht, umwunden mit einer Schnur und wohl mehr denn dreifach gesiegelt, diese übergab sie der Dienerin zum sorgfältigen Aufbewahren, bis sie ihr selbst dieselbe wieder abverlange; sollte sie indeß schnell hinweg sterben, so verlange sie die Schachtel sammt Inhalt mit in den Sarg zu bekommen. Mit dieser Weisung entließ sie das Mädchen, droben am Himmelszelt prangte ja bereits der Morgenstern und sandte Ruhe in das gequälte Herz hinein; sie schlummerte bald erschöpft und ermattet, im Schlaf ihr Leid zu vergessen.

Nach längerem vergeblichen Belagern der Franzosen, unter dem ernstlichen Widerstand der Belagerten, untergruben endlich Erstere, um zum Ziele zu kommen, den runden Eckthurm gegen die Neckarhalde und sprengten ihn in die Luft. Damit war eine Bresche gemacht, durch die das Schloß für längeren Widerstand unhaltbar wurde, und alsbald waren Schloß und Stadt in den Händen der Franzosen. Die baierische Besatzung wechselte mit der französischen; oben im Schloß lag der Stab der Offiziere, unten in der Stadt drei der stärksten Regimenter, und manch' Stückchen bösen Muthwillens ließ die Tübinger die Siegesfreude dieses Heeres beklagen. Alle Räume

der Häuser waren angefüllt mit Militär, auch in Bäcker Wenzels Haus waren sie dicht eingefallen.

Oben aber schien sich ein anderer Gast Quartier zu suchen, denn Madame Poißonnet wurde von Tag zu Tag kränker, und der Tod schien an der Pforte zu stehen, um demnächst anzuklopfen. Catharine war ihre Pflegerin, ihr geistiger Beistand, denn aus der Fülle eines frommen und klaren Gemüthes wußte sie zu beten an dem Leidenslager, und jetzt wurde sie auch noch die einzige Vertraute, in deren treue Brust die Gebieterin ihre Geheimnisse niederlegen wollte.

„Rücke deinen Stuhl näher an mein Bett, denn lautes Sprechen thut mir nicht gut, und ich möchte, ehe ich sterbe, mir eine Erleichterung durch Mittheilung verschaffen", sprach sie einst zu ihr, und fing folgendermaßen zu erzählen an:

„Ich war 24 Jahre alt, als meine beiden Eltern starben, die mir nicht nur nichts zu leben hinterließen, sondern meine Lage war noch dadurch eine bedrängtere geworden, als sie durch übertriebene, schlecht angewendete Zärtlichkeit sich dahin irre leiten ließen, mir als ihrem hübschen und einzigen Kind in Allem den einzigen Willen zu lassen, und dieser stand am wenigsten nach nützlichen Arbeiten oder dem Erlernen von solchen, wohl aber nach putzsüchtigen Tändeleien und bequemen guten Tagen. Nun wußte ich mir weder mit der Nadel, noch sonst durch ein

Geschick den Lebensunterhalt zu erwerben und war am Rande des Hungertodes, denn Niemand wollte sich des faulen und üppig erzogenen Mädchens annehmen, und so gerne ich auch jetzt durch Noth bewogen mich geändert hätte, es fehlte mir auch an allem und jedem Talent.

So ging ich denn einstmals am Ufer der Seine dahin und überlegte die Tiefe des Stromes und die meines Elendes, und ob es nicht das Bessere wäre, die eine in die andere zu versenken, als sich mir eine elegant gekleidete Dame näherte, welche wohl aus meinen Blicken ersehen haben mochte, was ich zu thun im Begriffe war.

Ohne nach meinen Leiden oder äußeren Umständen zu forschen, fragte sie mich in mildem, herzgewinnendem Tone, ob ich mich wohl entschließen könnte, zu ihr als Kammermädchen zu gehen. Das war ein Lichtstrahl des Himmels, der gleich dem Morgenstern die dunkelste Nacht meines Geschicks zu erleuchten bestimmt schien, und Gott war mir am nächsten, als ich ihn am fernsten wähnte und meine Leiden am größten waren.

Es war die edle und fromme Gemahlin des Marquis Fianvillers; liebevoll trug sie Geduld mit meiner Unerfahrenheit, ach, und wie hab' ich ihr gelohnt; sie erzog sich in mir die giftigste Natter im Busen. Gute Tage ließen so bald gute Entschließungen

meines Innern schlafen gehen, ließen mich nicht nur den Dank gegen meine Wohlthäterin, sondern auch den gegen den Höchsten vergessen.

Ein eben so schlimmes Subjekt war der Sekretär des Marquis; mit arglosem Vertrauen übertrug ihm dieser seine wichtigsten Angelegenheiten, und hätte er nur entfernt das Dunkel durchschaut, hunderte Mal hätte er sich betrogen sehen müssen. Wir Beide waren zuerst Verbündete gegen die Herrschaft, eines des andern würdig, bald Verlobte und nach kurzer Zeit auch ehelich getraut, denn unsere Seelen harmonirten wie unsere Charaktere. Wir blieben beiderseitig an unseren Stellen und wurden mehr als ehedem mit dem unbegrenztesten Vertrauen der Herrschaft beglückt; ja endlich, als durch ein entdecktes Complott am Hofe des Königs von Frankreich ein in jeder Beziehung ungegründeter Verdacht auf Fianvillers fiel und er sich flüchten mußte, um dem Tod durch die Guillotine zu entgehen, so ertheilte er meinem Manne den Auftrag, in möglichster Schnelle Gold, Kostbarkeiten und was an Werth mobil war, aus dem Schlosse hinweg zu bringen. Ich will nicht davon sagen, daß wir vordem nicht das mindeste Eigenthum besessen und nachher reich zu nennen waren; aber als Fianvillers, zu tief gekränkt durch das königliche Mißtrauen, einer Gemüthskrankheit unterlag und ihm seine Gemahlin schon vorangegangen war, derselbe meinen

Mann als Vormünder seiner beiden Kinder einsetzte, da erst begann die Aussaat des Bösen recht zu sprossen und zu keimen, und unsere Herzen waren umstrickt von seinen Verlockungen, und die Neigung zum Geiz und der Habsucht, diese Wurzel alles Bösen, traf ein gut vorbereitetes Feld zu üppigem Gedeihen.

Das Töchterlein des Marquis, die kleine Corenna, war damals Jahre vier alt, Heinrich von Fianvillers sechs, und es wurde unter uns beschlossen, sie sollten beide sterben, um unsern Kindern ihr Gut und sämmtliches Eigenthum zu vererben; denn also wollte es ein von dem Marquis eigenhändig hinterlassenes Document, daß, für den Fall des Todes beider Kinder, ihr sämmtliches Besitzthum an uns übergehe. Um sie indeß nicht gewaltsam hinschlachten zu müssen, so verabredeten wir, die Kinder in dem Keller einzukerkern und auf diese Weise sie — auszuhungern.

Drei Tage waren sie bereits in diesem Gewahrsam, als es mich unaufhörlich drängte, nachzusehen, obwohl mich mein Mann zurückhalten wollte, es konnte mit ihnen noch nicht vorüber sein. Ich nahm dennoch des Nachts ein Licht, um nachzusehen, wenigstens an die Thüre zu gehen und dort zu lauschen. Von dem Knaben hörte ich nichts, allein Corenna hatte meine Tritte vernommen und wimmerte mit den kläglichsten Tönen ihr „Mama, Mama kommen, mich holen." Der Knabe müsse schon todt sein, dachte ich, und ging, wohl ge-

rührt, aber nicht zum Guten gewendet, die Treppe hinauf. Den vierten Tag ging mein Mann hinab, auch er hörte nichts von dem Knaben, aber des Mädchens leises Wimmern und Röcheln; es müsse in den letzten Zügen liegen, meinte er, und wir beide wunderten uns, daß das Mädchen so lange es treibe, da doch der Knabe längst todt zu sein schien. Wir warteten noch eine Nacht zu, dann aber mußten wir hinunter, die Leiche des Knaben zu holen, um sie noch mit Anstand beerdigen zu können, ehe sie stärker in Verwesung übergehe. Denn bei den Nachbarn hatten wir längst ausgestreut, daß sie beide todtkrank darnieder lägen, was auch durchaus Niemand bezweifelte, da mein Mann sich die Mühe gab, tagtäglich in die Stadt zu reiten, dort für die Patienten Arzneien zu holen.

Mein Mann wollte dießmal nicht allein in den Keller, obwohl ich mich weigerte, mit ihm zu gehen; ich ergriff aber endlich doch das Licht und ging voran. Auf der obersten Stufe der Kellertreppe lag das arme, arme Kind, noch immer nicht todt, trotz den fünf Tagen und Nächten, die es hier unten war. Ach, mit welch' freudigem Lächeln streckte es mir die schwachen Aermchen entgegen, sprechen konnte es nicht mehr, aber die Fingerlein hatte es im Munde und zog und schlotzte daran. Von dem Knaben fanden wir zu unserem größten Schrecken auch nicht eine Spur, lebendig entkommen konnte er nicht sein, denn nur einen Ausgang

hatte der Keller, und ein kleiner Bach zog unter ihm hin. Nur in diesen konnte er möglicher Weise gestürzt sein, allein dann mußte er jedenfalls seinen Tod in dem schlammigen Wasser gefunden haben, und weil die Luft unten durch einen modrigen Geruch wie verpestet war, so schien es uns Gewißheit, der Knabe sei am ersten Tage schon in den Bach gefallen, unter dem Durchgang hingeschwommen, und endlich in einer Mauerritze hängen geblieben, zu der aber auch wir nicht gelangen konnten.

Lorenna nahm ich auf den Arm, sie schlang ihre Händchen um meinen Hals und zog mein Gesicht auf das ihre. Einen Kuß, den ich noch heute fühle, der mir wie ein zweischneidig Schwert durch meine Seele drang, drückte sie mir auf den Mund, und mein Herz ward erweicht; ich nahm mir fest vor, sie zu retten. Zuerst versuchte ich, ihr einige Tropfen Wasser in den Mund zu gießen, o, wie sie die kleinen Händchen faltete, mir winkte, wie gut dieß sei, als sie das kühlende Wasser auf dem vertrockneten Zünglein fühlte, aber mein durch und durch verhärteter Gatte merkte meine Absicht und schloß die Thüre des Zimmers ab, in dem ich die Kleine niedergelegt hatte. Noch einen vollen Tag dauerte ihr Stöhnen, und ich war wie an die Thüre gebannt, ich mußte da sitzen und hören, selbst weder Drohungen, noch Bitten, noch Mißhandlungen meines Mannes brachten mich von der Thüre weg.

Endlich ward es stille, ganz stille, wir öffneten die Thüre: bleich und abgezehrt, mit den Zügen des Schmerzens in dem Gesichtchen, lag der kleine Engel todt vor uns da. Ein feierliches Leichenbegängniß mit einer Doppelbahre wurde veranstaltet und, nachdem sich mein Mann im Keller nochmals überzeugt, daß der Knabe da unten verwese, eine todte Katze mit verhülltem Gesicht in ein Todtenkleid gehüllt und neben die kleine Corenna in den Sarg gelegt.

Wir aber wurden unseres Raubes niemals froh, ich sah schon damals Tag und Nacht die kleine Corenna vor mir, wie sie die abgemagerten Händchen nach mir ausstreckte, und fühlte stündlich den Kuß auf den Lippen, den sie ihrer Mörderin gab. Mein Mann aber suchte im Trunke stündlich sein Gewissen einzuschläfern, und als er endlich einmal in einem solchen Zustande durch den Wald ritt und bei einem Köhler einen Knaben sah, der Heinrich ganz ähnlich war, traf ihn dieß dergestalt, daß er zu Hause angekommen eine Pistole von der Wand riß und sich selbst entleibte. Dieß war nur der erste Fall, aber der Tod hielt noch fürchterliche Ernte in unserer Mitte.

Von meinen fünf Kindern starben drei schnell nach einander. Ein Mädchen aber von 2 Jahren zehrte langsam dahin, und in ihm sollte das Mutterherz all' die Qualen erdulden, welche die arme Corenna von Fianvillers zum Tode brachten. Am Ende der Krank-

heit verschwoll ihr der Hals, daß sie weder Speise noch Trank einschlucken konnte. Fünf Tage schon hatte diese Noth gedauert, und ich betete Tag und Nacht mit der bittersten Reue um des Kindes Erlösung, allein es konnte nicht sterben, und den sechsten Tag konnte es wieder etwas kräftige Brühe genießen, doch nur an diesem einzigen Tage. Wieder vergingen fünf andere, an denen es nicht einen Tropfen hinunter brachte, und doch kam das erbetene Ende nicht herbei, der sechste Tag war wieder gut, und so vegetirte es bis zum zwanzigsten; mehr denn tausendfach fühlte ich seine Qualen. An diesem zwanzigsten, als der Morgenstern am Himmel aufging, hauchte es sein gequältes Leben aus.

Nun blieb mir nur noch ein Sohn, mit ihm verließ ich die Heimath, um in fernen Ländern Vergessenheit zu suchen, aber ich zog von Ort zu Ort, von Land zu Land, mein innerer Richter zog mit mir und gewährte mir keine Stunde, in der nicht die ganze Größe meiner Verbrechen vor mir gestanden wäre. Also wallte ich Unglückselige dahin, von Gottes Trost verlassen, von der Hölle Qual im Innersten und von unendbaren Leiden am sichtbaren Körper gepeinigt. Was mich jezt noch an das Leben band, das war mein Sohn, ein guter und frommer Jüngling, ich zog mit ihm hierher, damit er nach seinem Willen die Universität besuche; er wollte Seelsorger werden und sollte dereinst auch meine Beichte vernehmen, ehe ich hinüberschlum-

mere zu der Ruhe des Grabes, und um die Ruhe meiner Seele bitten. Selbst auch dieser einzige und letzte Trost wurde mir geraubt: als er demnächst seine Studien beendigt hatte, raffte ihn ein jäher Tod dahin.

Tausend- und aber tausendmal büßte ich seitdem meine Verbrechen. Ich hatte mir statt meines Reichthums den Bettelstab gewünscht, und nur die Seligkeit eines guten, ruhigen Gewissens dazu, denn der Uebel allergrößtes — das ist die Schuld; aber ich will gerne meine Tage dahingebracht haben im Jammer und Seufzen, wenn mir Gott nur droben um den blutigen Opfertod des Heilandes willen der Seelen Seligkeit verleiht."

Bleich, mit gefalteten Händen hatte Catharine zugehört; als Madame Poißonnet aber ihre Rede geendet, da faßte sie ein Grausen, und trotz den Bitten und Rufen derselben, rannte sie zur Thüre hinaus, um abermals den Geistlichen zu rufen und ihm zu sagen, sie sei eine große Sünderin und bedürfe seines Beistandes im letzten Stündlein am nöthigsten. Auch war sie niemals wieder zu bewegen, allein an ihrem Bette zu bleiben, obwohl sie aus Mitleid wo möglich noch williger ihre weiteren Wünsche erfüllte.

Es waren mehrere Tage darüber hingegangen, und immer wollte der Tod noch nicht erscheinen, da bat die Kranke sie eines Nachmittags, ihr doch an dem St. Georgen-Brunnen einen frischen Trunk Wassers zu holen. Obwohl es für ein junges Mädchen wegen

des vielen Militärs immerhin eine Aufgabe war, solche Gänge allein zu machen, so ergriff doch Catharine ohne Zögern die Wasserkanne, ihr den Wunsch zu erfüllen. Aber kaum an dem Brunnen angekommen, sah sie auch schon ihren Erzfeind, jenen baierischen Soldaten, der als Ueberläufer nun in französischer Montur steckte und sich ihr mit dreister Stirne nahte, eine Liebkosung ihrerseits abzutragen. Sie bat ihn flehentlich, sie in Ruhe zu lassen und seine Wege zu wandern. „Siehst du sie dort, wie sie ihre Musketen nach dir wenden“, rief er jetzt, auf seine Kameraden zeigend, die er wohlweislich vorher damit bekannt gemacht, wie sehr sich das Mädchen vor Schießgewehren fürchte: „einen Kuß oder ich kommandire Feuer, und ist dießmal kein anderer Kommandant da, der mich einer Dirne zu lieb in's Burgverließ steckt, schnell einen Kuß“, und dabei umschlang er das sträubende Mädchen. Außer sich vor Schrecken und Zorn nahm sie die Wasserkanne, ihm den Inhalt in's Gesicht zu schütten: wie eine nasse Maus sprang er zurück in höchster Wuth. „Feuer, Feuer“, rief er nun den Franzosen zu, die zuvor scherzweise auf Catharine angeschlagen hatten. Es blitzte aus den Röhren, und das arme Mädchen sank blutig zusammen.

Die Bürger eilten aus den Häusern auf den Platz der frevelhaften That, die Franzosen zerstoben, Catharine wurde in ihrer Mutter Haus getragen und

gab nach wenigen Minuten den Geist auf. Und als nun ihre frühere Dienstfrau die Treppe hinaufeilte, Madame Poißonnet das Unglück zu verkünden, traf sie auch hier eine Sterbende in den letzten Zügen. An ein und demselben Tage wurden die Beiden zu Grabe getragen, die Schuld und die Unschuld neben einander gebettet, als ob Catharine auch hier noch den Friedensengel festzuhalten bestimmt wäre, der im Leben das Lager der Armen floh.

Nach dem Tode des Mädchens reichte die Bürgerschaft Klage ein bei dem General über den ruchlosen Frevel seiner Untergebenen; es wurde auch eine Untersuchung eingeleitet, allein bald auch erfolglos niedergeschlagen, es waren ja Sieger in Feindesland und jeder, auch der frechste Muthwille geduldet, wie sie denn überhaupt Tübingen durch ihre Verköstigung eine schwere Bürde waren, die manche Familie kaum zu tragen vermochte; als aber nach dem 24. Juli 1648 die Felder von Stadt und Umgebung von Grund aus durch Hagelschlag zerstört wurden und der Herzog auf die Bitten um Getreide erwiedern mußte, er habe selber keines, da stieg die Noth auf's Höchste.

Auch bei der Wittwe Feuger kehrte sie um so mehr ein, als sie seit dem Tode des Mädchens keine Hülfe mehr von auswärts, dagegen von innen noch einige französische Mitesser hatte, die täglich ihren Mangel vermehren halfen.

Catharinens kleine Truhe, in welcher sie ihre Geschenke von Madame Poißonnet verwahrte, galt nun als das Letzte von ihr übrig gebliebene, als ein theures Angedenken, von dem man sich nicht trennen wollte. Der Inhalt war längst Stück für Stück in andere Hände gewandert, und nur die Truhe noch von ihr vorhanden. Traurigen Angesichts stand die Mutter vor ihr, denn der Hunger, dieser mächtige Despot, der alle anderen Gefühle verstummen macht, wollte es anders, jede weitere Quelle war versiegen gegangen, und ein Liebhaber der Truhe hatte sich gezeigt. Die Mutter wollte sie eben mit dem ältesten Knaben die Treppe hinabtragen, denn der Käufer harrte unten; als sie inzwischen auf einer Seite zu lüpfen begannen, rollte etwas von innen in einem Seitenfach, zu dem kein Schlüssel vorhanden war. „Was soll denn hier wohl darinnen sein? hielt ich doch nie es der Mühe werth zu untersuchen, vielleicht findet sich ein Ausweg", setzte sie mit Blicken der Hoffnung hinzu. Schnell war das leichte Schloß aufgesprengt: eine Schachtel sonderbarer Form fand sich vor, mit einer Cordel umwunden und sorgsam versiegelt.

Rasch war die Schnur gelöst, schneller noch der Deckel gelüpft; Briefe französischen Inhalts lagen oben darauf, unten aber blinkende Goldstücke, Werthpapiere, ein Schmuck von Brillanten und mehrere kleine Mi-

niaturgemälde, diese mit einem Stückchen rothen Sammt umwunden.

Ohne ein Stückchen aus derselben hinweg zu nehmen, packte die Wittwe Alles auf's Genaueste wieder zusammen, und brachte sie dem Geistlichen, sich bei ihm Raths zu erholen. Eine Handschrift erwies, daß die Sachen Madame Poißonnet dem Mädchen zur Aufbewahrung übergeben hatte. Da indeß auch das Bekenntniß ihrer Schuld und die Ahnung beigefügt war, Heinrich von Fianvillers sei gerettet und unter den anwesenden Franzosen, oder müsse es der Geist seines Vaters sein, der ihr hier erschienen, so ähnlich sei er demselben, so forschte man unter dem Heere nach jenem Capitän, und übergab ihm den Inhalt der Schachtel zur genauen Prüfung.

Dieser erkannte die Porträts als die seiner Eltern, seiner kleinen Corenna und als sein eigen Ebenbild, zugleich aber auch mit der schauderhaften Gewißheit, was ihm bis jetzt nur als dunkle Ahnung vorgeschwebt, daß die kleine Schwester dort einen gewaltsamen und welch' einen schaudererregenden Tod erduldete; er selbst war richtig in der Dunkelheit des Kellers herumtappend in den Bach gestürzt, hatte aber seinen Ausgang durch ein ausgebrochenes Eisengitter der Dohle gefunden, und das rasch dahin fließende Wasser trieb ihn gewaltig stromabwärts, denn bald nach dem Ausgang des Kellers mündete der Bach in einen größeren

Fluß. Hier war er mehr todt als lebendig von einem Köhler herausgezogen und auch aufgenommen worden, er wußte keinen rechten Namen seines Pflegevaters, hatte auch nicht Lust gehabt, zu diesem zurückzukehren, und da er bloß von seinen verstorbenen Eltern sprach, so hielt ihn der Köhler für das, was er war — eine vater- und mutterlose Waise, die sein Mitleid in vollem Grade verdiene. Heinrich verlebte hier glückliche Tage der Kindheit, wurde auch, so weit Mittel und Kenntnisse des Köhlers ausreichten, unterrichtet, vor Allem ein frommer Glaube in das jugendliche Herz gepflanzt. Bis zu seinem 14. Jahre blieb er in dem Hause seines zweiten Pflegevaters, als einst ein Freund seines Vaters sich im Walde verirrte, und so in die Wohnung des Köhlers kam. Bald erkannte dieser in Heinrich das Kind Fianvillers an seiner Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Vater, auch was von seinen früheren Jahren bekannt war, paßte zum Ganzen; er nahm ihn mit sich, ihn als den Sprossen eines edlen Geschlechts zu erziehen und als solchen am Hofe Frankreichs als den Erben des Marquis zu vertreten, dessen Güter eingezogen, seine Unschuld aber bald nach seinem Tode entdeckt wurde.

Heinrich trug nun den Namen Fianvillers, war auch in einem theilweisen Besitz seines väterlichen Erbtheils. Da man indeß den wahren Sohn dennoch für todt hielt, die Familie des verstorbenen Sekretärs Poi-

Bonnet aber trotz aller Bemühungen nicht entdecken und bei ihr die nöthigen Documente finden konnte, so lastete der Zweifel drückend auf dem jungen Manne.

Hier, wo er es am wenigsten vermuthete, fand er Alles: jene Familienbeweise fanden sich in completter Sammlung in der Schachtel; der Beweis war zur Hand, daß jener Heinrich nicht gestorben, daß er es war, und mehr noch, durch diesen Fund war das Hinderniß einer ersehnten Vermählung aus dem Wege geräumt, das der Vater der Verlobten bis zu seiner unzweifelhaften Legitimation verschob.

Nur den Brillantschmuck, als ein altes Familien-Erbstück der Marquis Fianvillers, und die Porträts seiner lieben Dahingeschiedenen nahm Heinrich, Gold und Werthpapiere aber ließ er der Wittwe Feuger, und damit waren nicht nur ihr noch ruhige Tage des Alters bereitet, sondern auch ihren Kindern eine sorgenlose Zukunft gesichert, und noch am Abende ihres Lebens wußten sie zu bezeugen, der Herr vergißt sein Wort nicht, das er gegeben: — ich will euch nicht Waisen lassen!

Die Sylvesternacht,

oder

dem Verdienste seine Krone.

Die letzten Strahlen einer matten Decembersonne glänzten über die Thürme und Zinnen Hohentübingens herab und beschienen mit schwachem Geflimmer einen Reisewagen, bespannt mit Extrapost, der sich langsam schaukelnd über die Brücke des Neckars bewegte, denn also hatte es der, welcher über den Wagen zu verfügen hatte, geboten, ein Greis mit schneeweißen Haaren, aber einem jugendlich frischen Antlitz, in dem eine recht innige Freude des Wiedersehens nicht zu verkennen war. Eben ertönte die Glocke in feierlich tiefen Accorden, als ob sie ihm den „Willkomm" entgegensende nach so vielen, vielen Jahren.

„Tübingen, mein Tübingen!" sprach er in seliger Wonne, „so sehe ich dich doch endlich wieder,

sei mir gegrüßt, du Wiege meiner Kindheit, du Lust meiner Jugend, du Sehnsucht meiner alten Tage! Hätt' ich doch nicht gedacht, noch einmal den Fuß zu setzen in die Stadt, die mich geboren; ja, Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben —!"

„Warum nicht gar, lieber Onkel", unterbrach ihn die Gefährtin an seiner Seite, eine in Mitte der dreißiger Jahre stehende Dame, deren Mund, Augen und Näschen allein noch frei waren aus der Inhaftirung der Long-Shawls, Kapuzen, Pelz und all' den Siebensachen, die eine Dame vonnöthen, um sich gehörig zu schützen vor der Kälte. „Warum nicht gar, lieber Onkel", sprach sie, „du vergleichst deinen Geburtsort doch mit etwas gar zu Hohem; nach meiner Meinung hieße dieß doch der guten Stadt Tübingen etwas zu viel Ehre angethan. Ich kann es nicht läugnen, als wir sie so von ferne daliegen sahen, das schöne weite Thal, die Terrassen der Stadt, die stattliche Burg hoch oben, die darüber thront mit ehrwürdigem Haupte, es machte in der That einen günstigen Eindruck; allein, Onkel, ich habe schon mehr von dem Innern gesehen, jene unschönen Gassen und Gäßchen, mit denen Tübingen so reichlich versehen; freilich sind dieß nun schon zwanzig Jahre und kann sich in solcher Zeit Vieles verschönern, doch wenn auch nicht, ich weiß wohl, Onkel, es thut

deiner Anhänglichkeit keinen Abbruch, denn: die Liebe decket auch der Sünden Mängel."

Der Onkel aber hatte ihr wenig Gehör geschenkt, zu sehr waren seine Augen beschäftigt, gleich Alles in Allem zu erfassen, das Herz zu sehr erfüllt mit Reminiscenzen alter Tage: jedes Haus trug eine Erinnerung und jede Aenderung an demselben schien ihm schmerzlich zu bezeugen, wie Alles so anders werde. Und gewiß, hätte er sein eigenes Ich mit dem verglichen, als er vor den besagten zwanzig Jahren mit seiner Nichte über die Brücke des Neckars passirte, er hätte auch so Manches anders gefunden an dem alten Haus seiner Persönlichkeit; denn damals hieß es von ihm noch nicht einmal „ein Greis", heute aber von den wallenden Locken: „schneeweiß."

Die Station war zu Ende, der Postillon brauchte nicht lange zu fragen, wo die Passagiere ihr Absteigequartier zu nehmen wünschten: wer mit Postpferden reist, kann nur an einer Post anfahren, das stand in seinem Innern mit ehernen Buchstaben geschrieben. Der Wagen hielt an dem schirmenden Dache einer Traube, und obwohl nun die Tübinger mit dem Gewächs ihres Weinstocks nicht gerade in erster Linie zu stehen begehren, Eine Traube ist auf dem Tübinger Zehnten doch berühmt, das Land hinauf und hinab, in die Weite und die Breite, in der Nähe

und in der Ferne: sie war bestimmt, unsere Reisenden aufzunehmen.

Längst schon waren die Schachteln und Koffer abgepackt, der Kellner stand harrend, die Gäste in das Zimmer zu geleiten, sie aber waren ganz versunken in den herrlichen Anblick.

Das „Vor diesem", wie es in ihrem Gedächtnisse lebte, war umgeschaffen in ein Eden. Die majestätische Aula, die ganze neue Straße, es war eine Ueberraschung sonder Gleichen, und gerne hätte der Onkel, ohne erst Wildschur und Pelzstiefel abzulegen, einen Gang hinunter gemacht in die neue Welt; Anna aber bat, doch erst einen wärmenden Thee zu sich zu nehmen, und hinein ging's in die behaglich warmen Zimmer.

Der Thee wurde bestellt, laborirt und gemächlich getrunken, d'rauf ein Gläschen feurigen Saftes der Traube, und darüber senkte die Nacht ihre Fittige hernieder.

Anna war es zufrieden, an keinen Ausgang mehr gemahnt worden zu sein; matt und müde von der Reise, zog sie sich alsbald in ihr Zimmer zurück, während der Onkel mit Fragen nach Diesem und Jenem nicht enden konnte und oftmals das „Denken" des Gasthofbesitzers um einige Jahrzehende überfragte. Es war längst kein Gast mehr anwesend, als doch auch dem alten Herrn die Zeit zur Ruhe gekommen

zu sein schien. Fröhlich, fast die Hälfte seiner Tage jünger seit der Ankunft in Tübingen, stieg er die Treppe hinauf und schlummerte bald so sanft und so süß, als ob die Mutter in der Wiege ihn eingeschaukelt hätte.

Sie waren nicht gewichen, die Jahre, nur die Träume hatten ihn zum Kinde gemacht, das an der Hand von Vater und Mutter fröhlich einherhüpft und ihn wieder finden läßt, was längst vergangen. Denn sie Alle, die er die Seinen genannt, er hatte sie zurückgelassen in dem kühlen Schooße der Erde, als der Ruf des Schicksals ihn ferne von der Heimath hielt, aber je ferner er war, je inniger wurde die Liebe zur Heimath; kaum war sie ihm mehr unter den Lebenden, nur die Gräber seiner Todten waren es, aber, als ob er hier ein neues Leben lebte, es zog ihn dahin mit wunderbarem Sehnen! Von fünf zu fünf Jahren, so hatte er es früher stets gehalten, einen Besuch in der Vaterstadt zu machen, und war es auch von fernen Theilen dieser Erde.

Das letztemal, als er hier gewesen, hatte ihn seine mitanwesende Nichte als junges Mädchen von dreizehn Jahren begleitet.

Was können nicht zwanzig Jahre in einem Menschenalter und besonders in dem des Frauengeschlechts ändern? Aus dem hüpfenden Kinde war

eine schweig- und sittsame Jungfrau, aus dieser eine liebende Braut, eine glückliche Gattin und — eine junge Wittwe geworden.

Schon seit sechs Jahren trug sie den Wittwenschleier; die Zeit heilte den düster hinbrütenden Gram um den früh entrissenen Gatten, eine fröhliche Lebenslust schien wieder eingezogen in ihr Inneres, aber dennoch hatte sie ihm in dem verwaisten Herzen einen Altar aufgerichtet, auf dem sie ihm Treue für ihr ganzes Leben opferte und fest und bündig jede andere Verbindung ausschlug.

Der Onkel, bei dem sie als frühe Waise erzogen war, er stand nun ebenfalls allein, und als der Tod das Band ihrer kurzen Ehe gelöst, da kehrte sie zurück, ihm die Tage seines Alters zu erheitern.

Die Erinnerungen des Onkels weckten auch in ihrer Brust die ganze Vergangenheit. Vielleicht auch sie durchlebte heute in den Träumen nochmals ihre Tage des Glücks, und die früh verwelkten Kränze erblühten wieder, wie ein junger Frühling.

Wer ist wohl ein größerer Zauberer, als Gott Morpheus? Kaum hat er die Menschen eingelullt in die süße Vergessenheit des Selbstbewußtseins, so bescheert er ihnen Freude, wie sie keine Mutter zu Christnacht geben kann. Alles, Alles ist ihm möglich, er läßt sie wiederkehren, die Tage, die in das Reich des Nichts zerfallen, er ruft die Todten an das Herz der um sie

Weinenden und stillt das Heimweh der verlassenen Seelen, ja, Manches würde tauschen um den Traum mit der Wirklichkeit!

Früher, als auch Anna lieb war, waren sie zerronnen, die freundlichen Bilder der Nacht, und wichen einem rührigen Walten im Gasthof. Die Oefen zu heizen und dem kalten Despoten das Regiment im Innern des Hauses streitig zu machen, wurde hier geprasselt und geknistert, dort jagte der Hausknecht den ungebetenen Gast der Straße aus seinen Wohnungen, in Paletots und Beinkleidern der Uebernachtenden, in der Küche dampfte das Wasser in heißem Verlangen, sich zu vermählen mit dem Aroma, das in jammerndem Weheruf unter der zermalmenden Gewalt der Köchin stöhnte, die Kellner flogen Treppe auf, Treppe ab, auf der flachen Hand den freundlich willkommenen Morgengruß, die weißwallende Auszeichnung ihres Standes unterm Arm, den Schlaf noch in den Augen.

„Nein, 's geht doch nimmer mit Schlafen", gähnte Anna, als sie das Eiderdun-Bettchen verlassen hatte, „und muß doch noch sehr früh sein."

Ein Blick auf die goldene Cylinderuhr auf dem Nachttischchen belehrte sie eines Besseren, die Stunde war längst vorüber, in der sie sonst mit dem Onkel das Frühstück zu genießen pflegte; nun wunderte sie sich bloß, daß er noch nichts habe von sich hören lassen. Doch eben klopft es an der Nachbarthür, leise, ganz

leise; sie geht zu öffnen und das freundliche Bild des Onkels tritt ihr entgegen.

„Wie geschlafen, lieber Papa, in der alten Heimath?“ fragt sie kindlich zärtlich.

„Gut, so sanft und gut, wie längst nicht mehr“, erwiederte der Onkel, „mich umgaukelten die freundlichsten Bilder aus meinem Leben, und ich durchlief dasselbe in der kurzen Zeit einer Winternacht nochmals von der Wiege bis auf den gestrigen Tag, der mich hierher brachte. Aber auch du, Anna, ich glaube, auch du hast dich nicht zu beschweren, wenigstens hat sich dein Schlaf etwas lange ausgedehnt, ich horchte längst an der Thüre, aber kein Mäuschen wollte sich regen.“

„Allerdings“, lächelte Anna, „müde von der Reise wollte mich die lange Winternacht dennoch zu kurz dünken. Aber geträumt hat es mir ebenfalls und du weißt, lieber Onkel, der Traum der ersten Nacht, die man in einem fremden Hause schläft, muß wahr werden. Wenn nun der meinige wahr wird, so ist die Erfüllung desselben allein die ganze Reise werth.“

„Darauf wäre ich denn doch auch sehr gespannt“, sagte staunend der alte Herr.

„Ja, ich werde dir ihn auch nicht vorenthalten, um so weniger, als die Erfüllung desselben fast einzig und allein von dir abhängt.“

„Von mir? und dir eine Freude damit bereitet, könntest du da noch zweifeln?“

„Nein, lieber Onkel, so lange du so fragst und in diesem Tone, zweifle ich nicht. Wenn ich dir aber erst enthüllt, was es war, wenn ich dir nun erzähle: es war Sylvesternacht und wir waren auf dem Friedhof, und es öffnete sich ein Grab, und herauf stieg, der da unten geschlummert, und berichtete von alten vergangenen Zeiten. — Nicht, als ob ich dir etwa die absurde Zumuthung einer neumodischen Geistercitation machte, aber einen Bekannten ausfindig zu machen, der seine Ahnen zur Zeit Osianders in Tübingen hatte, würde gleiche Dienste thun."

Erwartend, was nun für eine Antwort erfolge, sah sie den Onkel an. Diesem aber, das merkte sie wohl, hätte was Anderes besser gedäucht; ein Gang durch die tiefsten Gewölbe des Schlosses, auf seine Höhen und Berge, oder das Geschenk eines Seidenstoffes, eines Shawls, einer Brillantnadel, alles, alles Andere wäre ihm ein erwünschter Ausgang gewesen für die zu wählende Gabe der Liebe beim Scheiden des Jahres, aber immer und in allen Gestalten die Wiederholung einer Bitte, deren Erfüllung ihm so schwer wurde, und doch wollte er ihr nicht gerne etwas versagen.

Der Eintritt des Kellners mit dem Frühstück und dem Referat, daß der „Wegweiser durch Tübingen" bereit sei, sobald ihn die Herrschaften wünschten, brachte die Unterhaltung auf etwas Anderes, auf die zunächst

vorzunehmenden Gänge in der Stadt, außer derselben und in die nahe Umgebung, den Onkel aber aus der Verlegenheit einer bindenden oder lösenden Antwort.

Die Tage waren kurz und bald ausgefüllt mit Sehen des Neuerstandenen und Längstvorhandenen, manchmal auch wurden die Fremden in das Zimmer gebannt durch die Silberflöckchen des fallenden Schnees und nur noch einen Tag hatte das alte Jahr zu durchlaufen, ehe es hinabrollte in das Grab seiner Vorfahren.

Auch er war angebrochen, dieser letzte Tag; der Vormittag war vorüber, die Tafel zu Ende; der Nachmittag sollte zu einem Gang auf den alten Friedhof benützt werden, denn dort, ja dort schlummerten sie, die dem Onkel einst das Liebste und Theuerste gewesen: die Eltern, Geschwister und Freunde, auch eine Jugendgeliebte, und nie versäumte der Greis, auf den Grabstein der „in zarter Jugend vom Tod geknickten Jungfrau" ein Blümchen süßer Erinnerung niederzulegen. Lauwarm wehten die Lüfte, gleich einem Frühlingstage, heller glänzten die Strahlen der Sonne, als sie inmitten des Winters erwartet werden konnten, und in silbernem Glanze flimmerte das Feld der Todten.

Mit Ehrfurcht begrüßte der Onkel, Anna mit Neugierde und stillem Genügen die Stätte des Friedens. Sie gedachte in langsamem Vorschreiten der Worte:

Heil'ge Stätte der Verwesung,
Schauerort, sei mir gegrüßt,
Wo zur geistigen Genesung
Sich die Pforte uns erschließt.
An des Todes finstern Marken
Fängt das Reich des Lichtes an;
Wer im Glauben will erstarken,
Wandle hier die stille Bahn.

Ach! wir wandeln so verlassen
Und wir fühlen uns so klein
Hier vor diesen Schädelmassen,
Vor dem modernden Gebein;
Wo uns Gott mit Schauerschriften
Uns'res Lebens Loos beschreibt,
Wo wir lesen aus den Grüften,
Daß nichts Irdisches verbleibt!

Hier aus den erträumten Höhen
Und erborgter Herrlichkeit,
Aus dem gold'nen Reich der Feen,
Wo sich Stolz an Thorheit reiht,
Aus dem Taumel ird'scher Reize
Schreckt der Spruch des Weltgerichts;
Vor den Trümmern dieser Kreuze
Liegt die Leerheit unseres Nichts!

„Vor den Trümmern dieser Kreuze", sprach der Onkel nach, „ja, und unter den Trümmern dieser Kreuze schläft so manches Herz, das mit Liebe geschlagen, so manche Brust, so mancher Arm, der der Oberwelt noch gut anstände, aber auch so manche Puppe,

die in weltlicher Herrlichkeit den blendenden Schimmer für Wahrheit nahm. Ja, und wenn sie erzählen könnten, diese Grabmonumente, es wäre das lehr- und inhaltreichste Buch, das je ein Autor verfaßte. Wie wir es lesen hier auf jedem Hügel: Geboren den ꝛc., gestorben den ꝛc. — wie viel, wie unendlich viel liegt dazwischen, wie viel deckt die Erde! Ja, und eben diese Erde hier, sie deckt einen Edelstein, sie deckt Schöneres und Besseres, als du zu finden vermöchtest, und ließest du sämmtliche Tübinger die Revue passiren."

„Onkel, Onkel, nur leise, was würden sie sagen, Tübingens schöne Damen und wohlweise Herren, wenn sie dich also sprechen hörten; aber ich weiß, du sprichst von dem edlen Osiander, dem größten und ruhmreichsten Manne, der jemals Tübingen Heimath nannte."

„Ja wohl, mein Kind, spreche ich von diesem, und daß er es war, der Größte und Erhabenste, darüber sind auch die Gelehrten einig; aber ich möchte noch weiter behaupten: wie manches bedrängte Herz, wie manch' bitter thränendes Auge würde wünschen, ihn noch einmal in dieser ernst traurigen Zeit heraufrufen zu können aus den dunkeln Kammern des Todes, denn sind es auch keine feindlichen Völker, mit denen er auf leidendliche Behandlung kapituliren müßte, es gibt andere Feinde heutzutage, es ist der bittern Noth des Jammers und des Elends genug auf unserer Erde, und wenn sie jetzt so das Vaterland fliehen und man

sie dahinziehen sieht zu Tausenden nach dem fernen Strande, sich dort eine neue Heimath zu suchen, in der sie finden, was ihnen hier nicht zu erreichen ist, ja, nicht einmal der bescheidenste Wunsch, den je eine Menschenbrust zu wünschen vermag: am eigenen Herd nach Mühe und bitterem Schweiß nur die Kleidung, das Stückchen Brod für sich und die Seinen zu genießen ohne die betäubenden Sorgen ringsum, die die Kräfte dahinraffen und so Manchen, Gott sei's geklagt, auf finstere Wege führen, oder wenn sich dann das Kind losreißt von Vater- und Mutterherz, das unter der Wucht des Scheidens zu brechen droht, losreißt von den Geschwistern, denen es nur den Weg bahnen will, sie nach sich zu ziehen; oder dort der Vater geht: ach, er hat Alles, Alles gethan, er hat alle Wege versucht und alle Stege betreten, er will ja arbeiten von Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abend, nur um sie nicht hungern zu sehen, die armen Kleinen, und geben zu können, wenn sie die Händchen emporstrecken und der Hunger aus den blassen Gesichtern sieht, und die Augen der Eltern hohl liegen und ohne den Schimmer von Leben in das dunkle Erdenloos hineinthränen, und es sich hervordrängt aus der Brust: Nein, es kann so nimmer gehen, es soll und muß anders werden, wollen wir nicht sammt und sonders dem Jammer zur Beute fallen! und daraus endlich der Entschluß wird: Ich will zusammenraffen,

was ich jetzt noch besitze, und hinziehen und euch eine Stätte bereiten, wo meine Arbeit gelohnt und die Tropfen meines Schweißes nicht vergeudet sind! und nun zum letzten Mal die Kinder um ihn sich drängen, und er sie herzt und küßt, vielleicht — auf Nimmerwiedersehen!

Anna, Anna, ich sah unlängst einen Wagen abfahren, es waren nicht nur Jünglinge darauf, wie sie sonst hinausziehen in die weite Welt mit fröhlicher Wanderlust, nein, es fehlte nicht das Kind an der Mutter Brust und der Greis am Stabe, der dahinzieht zu den Seinen, die ihm vorangegangen und dort eine glücklichere Wohnstätte gefunden, und ihn nun pflegen wollen in den Tagen seines Alters. Lebe wohl, Vaterlandserde! ruft er, ich soll nicht in dir ruhen und soll die matten Glieder hinüberschleppen über den Ocean, will ich nicht einsam hier vertrauern! und eine bittere Thräne machte der andern Raum in den Furchen seines abgehärmten Angesichts. Auch der Säugling weinte; war es eine Ahnung, ihm, der sie noch nicht einmal lieben gelernt hatte, die Scholle, die ihm Heimath war? Hunderte umstanden den Wagen, hier lagen sich die Schwestern im Arm, dort küßten Eltern das Kind, der Freund den Freund, und herzzerreißend waren ihre Thränen. Zum letzten Mal! hieß es bei Blick und Kuß, zum letzten Mal seh' ich dein liebes Bild, zum letzten Mal

hör' ich der süßen Stimme Ton! — Wir sehen uns wieder! trösteten die Scheidenden mit größerer Hoffnung noch auf bessere Tage, als die Zurückbleibenden. — Ja, dort oben! gibt der gebeugte Ton der Letzteren zurück. — Dahin rollte der Wagen, der sie den Augen der Ihren entzog, sie wehen und winken mit Hüten und Tüchern, und stehen und weinen, bis daß auch der letzte Schatten entflohen.

Anna, ich war jung und bin alt geworden und habe manch' bitteres Weh auf meinen Wegen gefunden; aber das war trauriger, als sich beschreiben läßt, und drückender lag es auf mir, als die dunkelste Nacht, die weder Mond noch Sterne erleuchten. Wenn wir sie entscheiden ließen, hier entscheiden ließen, was ihnen schwerer däuchte — oder wählen ließen unter zwei Uebeln: heutzutage das Darniederliegen der Gewerbe, Mangel in so mancher Familie auch an dem, was menschliche Nothdurft am ersten erheischt, und keine Hoffnung, keine Aussicht auf bessere Zeiten, und nur der verzweiflungsvolle Ruf: Was will es werden? — und damals Angst und Schrecken des wehrlosen Tübingen, den Feind, den blutdürstigen und allgewaltigen vor den Thoren, — aber, würden sie uns mit Beruhigung entgegenhalten, aber — ein Osiander in unserer Mitte, der gewaltig in die Fugen des Rades griff, das uns zu zermalmen drohte, ja, — ein Osiander! es hat nur

Einer gelebt, dem der König von Schweden bezeugte: er habe das Herz auf dem rechten Fleck, nicht nur, um ohne Menschenfurcht zu sprechen vor Königen und Fürsten, wo es galt, des Mitbruders Wohl zu vertheidigen, sondern der auch Gefahren nicht scheute und kein Opfer zu groß hielt im Dienste des Staats und der leidenden Menschheit."

„Ich möchte so gerne mehr von ihm wissen, lieber Onkel", sprach jetzt Anna, „du zollst ihm zwar redlich den Tribut, den der große Dahingeschiedene von der ganzen Tübinger Nachwelt erwarten könnte, und seine großen Thaten sind auch zu deren Gedenken aufgezeichnet; aber wie viele schöne Züge seiner Menschenliebe sind auch sicher verloren gegangen, haben sich nicht erhalten bis auf unsere Zeiten! Wenn ich mich unter die Glückskinder zählen dürfte, denen die launige Fortuna am Ende eines Zeitabschnitts noch einen Wunsch gratis erlaubt, weißt du, Onkel, was ich mir wünschen würde?"

„Wie kann ich das wissen?" sprach dieser, „aber so viel möchte ich errathen, daß sich dieser Wunsch in irgend einer Weise auf Osiander bezieht, und da es dir doch einigermaßen Pflicht ist, mir zu lieb wenigstens dich für die gute Stadt Tübingen zu interessiren, so müßte meines Erachtens dein Gratisgesuch an die Göttin des Glücks dahin gehen: einen zweiten Osiander in Tübingen erstehen zu

sehen, d. h. einen Mann, der es so gut und redlich mit seinen Mitbürgern meint und dem zugleich die Möglichkeit so zur Hand gegeben wäre, denselben gleichviel zu nützen; wohl verstanden aber, Anna, dabei müßtest du sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn wenn es einmal auf's Wünschen ankommt, und die Erfüllung gleich bei der Hand ist, da könnte es dir am Ende gehen, wie jenem Ehepaar, denen Prinzeß Rosenduft, als Abgesandte ihrer Mutter, der großen Feenkönigin, auch drei Wünsche erlaubte. Damit dieß nicht in Uebereilung geschehen sollte, erhielten sie drei Wochen Bedenkzeit; allein diese drei Wochen reichten dennoch nicht, sie wurden nicht einig bis zum letzten Abend der Frist, wo die Frau einen herrlichen Salat auf den Tisch bringt. Der Mann lobt ihn; ja, sagt die Frau, gelt, wenn du nur auch eine Wurst dazu hättest? Die Wurst kam wie aus der Luft geflogen; überrascht und geärgert rief der Mann: und daß sie dir an der Nase hinge! auch das geschah, ohne recht ausgesprochen zu sein; natürlich der dritte Wunsch, er mußte der sein — daß die an die Nase festgewachsene Wurst wieder spurlos verschwinde! — Oder wie dem Bäuerlein, der sich gewünscht, daß Alles, was er berühre, zu Gold werde; es geschah, und — das Stück Brod und der Schluck Wasser wurde Alles eitel Gold. So könntest du am Ende auch für den, den du Tübingen wünschest, zugleich ein ähnliches Terrain der

Wirksamkeit schaffen wollen und ihnen Türken oder Russen vor die Thore rufen, und das würden sie dir schlecht danken. Besser, du stellst dabei zugleich die unwiderrufliche Bedingung eines — Eisenbahnbaues!"

Anna lachte. „Gut", sprach sie endlich, „daß ich zunächst bloß mein Interesse im Auge habe, und — obwohl ich auch dagegen gewiß nichts einzuwenden hätte, wenn wir nach Jahren wieder einmal nach Tübingen reisen, es per Eisenbahn geschehen könnte, wie wirklich in der ganzen civilisirten Welt und absonderlich zu Universitätsstädten, so wäre für heute mein Wunsch doch leichter erfüllbar und dazu weder eine Fee noch ein Kobold der Urzeit vonnöthen — ich würde mir wünschen, einen Enkel, einen Ur- oder noch möglicher einen Ur-Ur-Enkel jener Zeiten Osianders zu sprechen, der uns getreulich bewahrter Familientraditionen recht viele zu erzählen wüßte von dem erhabenen Manne; du weißt wohl, Onkel, wenn sich eine Frau auch für das Große interessirt, das auf dem politischen Territorium der Erde auf- und abwogt, so geschieht dieß doch noch mehr für dasjenige, was sich auf häusliche Kreise, Familienschicksale u. s. w. bezieht, und heute ist's ja Sylvesterabend. Mein Wunsch wäre gesprochen; aber halt — ich mußte mich besinnen, wer mir erzählen könnte. Du hast mir einmal von einer Familie erzählt, die damals

auch Trauriges und Gutes durch Osłander erlebte. Richtig, jetzt hab' ich's", sprach sie im Weiterschreiten, „er müßte kommen, obwohl er aus einer östreichischen Garnisonsstadt weit hieher hätte: der Major Rudolph von Zekschwiz."

„Zu Befehl, meine Herrschaften", rief es hinter ihnen. Erschrocken sahen sie sich um; allein es war kein Gespenst, es war leibhaftig die schöne und hübsche Gestalt des Majors von Zekschwiz, der sich ebenfalls verwunderte, da er genau wußte, daß sich weder der Onkel, noch Anna umgesehen, und Letztere doch seinen Namen gesprochen.

„Anna, Anna, du stehst wahrhaftig heute bei Fortuna in Gnaden", sprach der Onkel, indem er ihr den Major, den sie bis dahin nicht persönlich kannte, vorstellte, und der bloß im Gasthof die Anwesenheit des alten Herrn, des vieljährigen Freundes seiner Familie, erfahren und ihn sogleich aufzusuchen gegangen war. „Wahrhaftig, Anna", fuhr der Onkel fort, „du bist heute ein Glückskind! füge nur zum Heil der Oberländer gleich die Bitte um die Eisenbahn bei, ehe — deine Stunde des Wünschens vorüberzieht!"

„Nein, Onkel", sprach diese, „so verwegen will ich nicht sein, ich fürchte, abschläglich beschieden zu werden, wie so mancher Bittsteller in dieser Branche; besser, ich richte dieselbe an den Herrn Major in

einer Beziehung, in der ich den Namen von Zekschwiz gesprochen", und an diesen gewendet fuhr sie fort: „ich wünschte nämlich, Herr Major, eine genauere Definition, als sie der Nachwelt lagerbüchlich aufbehalten ist, über das Wirken Osianders, und da Sie denn, wie es scheint, doch einmal dazu berufen sind, meine Wünsche zu erfüllen, wollten Sie wohl gefälligst jetzt mit Wissen und Willen, wie Sie zuvor, ohne es zu wissen, gethan, die Fortsetzung folgen lassen und uns die Geschichte Ihrer eigenen Familie zum Besten geben?"

„Gewiß, gnädige Frau", entgegnete dieser, „und ich bin auch im Stande, Ihnen dieselbe mit den kleinsten Details mitzutheilen, denn sie wurde von meinem Urahn zum ewig dankbaren Andenken an Osiander schriftlich niedergelegt, und ich — trage sie nicht nur in der Tasche, sondern aufgefrischt in meinem Gedächtniß, indem ich sie gestern Nacht vor Schlafengehen noch einmal durchgelesen, und damit es Ihnen, meine verehrte Dame, pikanter, so zu sagen etwas sylvesterabendlich erscheint, so denken Sie sich in meiner Person meinen Ahnherrn, wir machen zugleich einen Gang durch die Stadt, und obwohl östreichische Majorsuniform nicht für einen ehemalig' churpfälzischen Hofgerichtsrath taugt, welchem Mangel indeß Euer Gnaden Phantasie abzuhelfen vermag, erzähle ich als solcher Folgendes:

„Meine Bertha, der Engel meiner Tage, die ein Sturm knickte als die schönste Rose, deren Blätter je ein Wind zerstäubte, war die Tochter des herzoglichen Stallmeisters von Erbach, ein harmloses Kind von sechzehn Jahren, als ich mit meinem Vater einer Versammlung der Reichsritterschaft anwohnte, zu deren Ehren ein Ball auf dem Rathhause gehalten wurde. Die schönste Blüthe von Tübingens Jungfrauen war anwesend, aber die Schönste aller Schönen war Bertha von Erbach. Ganz Jugendlust, ganz verschwommen in seligem Entzücken des Tanzes schwebte sie dahin an der Hand des Tänzers und schien nicht zu wissen und zu ahnen, wie sie allwärts die Herzen fesselte. Ihre Blicke drangen ins Herz und zogen die Herzen ihr nach; sie aber hatte das ihre noch frei. Es war mir Glücklichem vorbehalten, und noch war der Abend nicht vorüber, als ich auch schon die Zusage ihrer Liebe erhalten hatte.

Aber auch ein anderes wildes Feuer hatte ihre Schönheit entzündet. Ein Freund des herzoglichen Hauses war anwesend, Prinz Friedrich von Zollern, dieser verfolgte das Mädchen mit glühenden Blicken, ihm däuchte, sie müsse es für eine Ehre halten, von dem Fürsten bemerkt zu werden. Und als er sich ihr genähert mit unsittlichen Scherzen, da hatte sie ihm barsch die Hand entzogen und den Rücken gewendet; kein Wunder, wenn sich die unreine Gluth seines

Innern in glühenden Haß verwandelte und er Rache gelobte, so wahr er der mächtige Fürst von Zollern heiße!

Bertha war zu kindlich harmlos, um fühlen oder bedenken zu können, wie sehr der Feind in das stille Getriebe ihres Lebens einzugreifen vermöge. Sie war nur glücklich an meiner Seite und glücklicher noch, als mein Vater, der, eine alte Freundschaft mit Erbach erneuernd, diesen bat, mich in sein Haus aufzunehmen; ich war nämlich früher auf einer Universität außer Landes und sollte hier meine Studien vollenden. — Es war dieß längst der Wunsch des Vaters gewesen, ich aber konnte mich nie darein finden und wußte stets Einreden gegen denselben. Eben führte ich meine Bertha von einem Menuet zu den Eltern, als mein Vater sich mit Erbach über meine Aufnahme besprach und mir die Zusage mittheilte. Das Entzücken aus meinen vor Glück leuchtenden Augen fiel ihm räthselhaft auf, allein den Schlüssel zu dem Räthsel hatte er eben an meiner Hand bemerkt — das liebliche Kind des Stallmeisters — und bald wäre daran das Glück zerronnen, hätte nicht Bertha selbst auf meinen strengen Vater einen sanften Zauber ausgeübt, der sie zugleich zum Gegenstand seiner väterlichen Zuneigung gemacht. Eben so sehr mochte ihn aber auch wohl Bertha's Vater beruhigt haben, denn ich sah nachher wohl

ein, ich hätte sie öfters zu sehen bekommen, wenn ich im Nachbarhause gewohnt und sie mir gegenüber gewesen wäre. — Sie war mit der Mutter und den jüngern Geschwistern fast beständig in abgesonderten Zimmern, während der Vater, der durch sein Amt viel Verkehr mit dem jungen Adel vom Schloß herab hatte, mit den Besuchen und männlichen Insassen des Hauses allein speiste und allein lebte; nur bei Familienfesten und sonstigen besonderen Ereignissen wurden Ausnahmen gemacht.

Auch Fürst Zollern drängte sich in das Haus, er war der Liebling des Herzogs und hatte über die Stallmeisterei freie Verfügung. Nun verlangte er aber auch, in die Familie eingeführt zu werden; Erbach aber wußte seinen Zweck und kannte den Wüstling, der schon in manche Familie Schmach und Verderben gebracht hatte. Der Eintritt zu derselben wurde ihm versagt; der Vater hatte sich gut entschuldigen, er machte ja bei ihm keine Ausnahme, denn keiner der jungen Barone und Grafen hatte Zutritt zu dem engern Kreis seines Hauses. Prinz Zollern aber war nicht der Mann, der sich leichthin etwas verweigern ließ, was er einmal wollte; nunmehr warf er seinen Haß auf den Vater und schwor ihm Verderben.

Was die Bosheit eines Fürstengünstlings vermag, sollte Erbach alsbald erfahren. Der junge

Zollern bediente sich von da an häufig und immer häufiger der herzoglichen Pferde. Nahm er heute einen Zug, so raste und tobte er damit in der Gegend herum und brachte die Pferde Abends krank zurück, oft erreichten sie kaum noch den Stall, um zu verenden. Nachdem es einigemal so ergangen und Erbach ihm nunmehr die Pferde verweigerte, so fiel auch er in die Ungnade des Herzogs. Die Pferde seien vernachlässigt, hieß es, und dann handelte er einem gemessenen Befehl des Herzogs zuwider: Prinz Zollern nichts zu versagen.

Erbach wagte sich zu vertheidigen, auf Fürst Zollern einige Worte fallen zu lassen, die ihn in das rechte Licht stellten! Das war zu viel gewagt in den Augen des Herzogs, nicht genug, daß alsbald seine Absetzung erfolgte, er hatte einen Mächtigen geschmäht, die Anklage ließ nicht lange auf sich warten, und Erbach wurde von Frau und Kindern hinweg, gefesselt in das Verließ des Schlosses gebracht und wie der gemeinste Verbrecher behandelt! So hatte es Prinz Zollern gewollt und so — hoffte er zum Ziele seiner Wünsche zu kommen.

Ich selbst war damals abwesend, meine Studien, die nur noch kurze Zeit zu dauern hatten, waren vollendet; vor meiner Abreise hatte ich Erbach um die Hand seiner Tochter gebeten. Sie wurde mir nicht versagt, aber das Ziel meiner Wünsche hinausgeschoben,

da die Mutter viel kränklich war und die erwachsene Tochter sie bei dem starken Häuflein der Kleinen im Hauswesen noch unterstützen müsse.

Da war nun der Vater und Versorger aus der Mitte gerissen und des Jammers und der Noth genug bei der armen Frau, denn alsbald, nachdem die Absetzung erfolgt, mußte sie die Wohnung der Stallmeisterei verlassen, das Einkommen hatte aufgehört und der Vater saß in der Nacht des Kerkers, voll Verzweiflung, seine Tage vertrauern zu müssen und umsonst nach Gerechtigkeit zu flehen! Trostlos wendete sich Frau von Erbach an diesen und jenen ihrer Bekannten aus den höheren Ständen, wohl hatte Mancher, das Unrecht einsehend, Bedauern mit der unglücklichen Frau, allein an der Gefahr, durch Einsprache oder Fürbitte sich die herzogliche Ungnade zuzuziehen, scheiterten alle guten Entschlüsse! Was ihre Qual noch vermehrte, das waren die Theilnahme heuchelnden Besuche des Prinzen von Zollern. Bertha war der Preis, um den er Freude und volles Genügen versprach — ewige Einkerkerung die endliche Drohung seines Zorns!

„Nirgends, nirgends ein Retter!“ seufzte Frau von Erbach, die Hände ringend, als Jener eben weggegangen und sie die Kunde erhalten hatte von den Mißhandlungen ihres Gatten im Verließe! —

Da war ein Mädchen in Diensten der Erbach'schen Familie, Catharina Müller, auch eine geborne

Tübingerin, die getreulich das Leid theilte, das ihre Dienstfrau betroffen.

„Ich wüßte wohl einen Retter aus dieser Noth" — sprach sie so zuversichtlich —, „der noch kein Bittendes verstoßen, es sei reich oder arm. Meine Eltern wissen auch zu erzählen, wie sie einstens verzweifelnd an einem Abgrund gestanden und kein Helfer sich zeigen wollte, als schon die Gefahr auf's Höchste gestiegen war."

„Einen Retter", sprach Frau von Erbach, „ein Retter!" das war in ihren Ohren Sphärenklang aus höheren Welten; „aber wo weißt du einen, welchen und wen?" fragte sie hastig.

„Den Professor Osiander, ich könnte zahllose Fälle anführen, wo der Mann schon geholfen hat."

„Freilich, freilich", erwiederte die Dienstfrau, „glaubst du denn nicht, daß auch ich weiß, wie viel Hilfe er der Stadt in ihren Bedrängnissen erwiesen hat?"

„Ja, ich glaub' schon, daß Sie dieß wissen, wird auch noch lange Zeit von ihm gesagt werden, was er schon Großes für sie gethan hat, aber was er im Stillen thut, das wissen nur die, die seine Wohlthaten empfangen, er brüstet sich nicht damit, sondern er läßt die Linke nicht wissen, was die Rechte thut; ich könnte aber Tage lang davon erzählen und gleich bei meinen Eltern anfangen. Die kamen arm zusammen, aber

meine Mutter verdiente Manches mit Waschen; der Vater war ein geschickter Schmied, und es ging ihnen besser, als sie anfangs geglaubt hatten; aber es kamen auch schlimme Zeiten, die Familie war größer geworden, die Mutter war krank und hatte keinen Verdienst mehr, der Vater aber war durch sie auch abgehalten, so fleißig seinem Handwerk obzuliegen, und als nun noch Einquartierung dazu kam durch die Franzosen, da wollte es nirgends mehr ausreichen, und wir hatten dazu noch einen Menschen im Quartier, der nur gut essen und trinken wollte und recht grob dabei war. „Christine“, hat mein Vater oft zur Mutter gesagt: „thue, was du kannst, zieh' lieber uns Allen etwas am Maul ab, bring' uns lieber das Essen ungeschmälzt und mach's dem Franzos gut, ich will mir auch den Morgentrunk absparen, nur damit er zufriedengestellt wird; und ich erinnere mich noch gut, wie wir hungern mußten und der Soldat die Wecken verschluckte. Als er aber einst noch unserem kleinsten Kinde den Pfizauf aus der Hand reißt, den es geschenkt bekommen, und das Kind noch plagt, als es weint, da kann sich mein Vater nimmer halten, er versetzt ihm Eins an den Kopf, daß er taumelt und fällt und wieder aufsteht und einigen seiner Kameraden schreit; nun wollen sie den Vater mit in die Schmiede nehmen und ihm die Hände braten in der Schmiedesse! — Die Mutter springt an's Fenster und ruft die Nachbarn zur Hilfe, aber ein Franzos steht

an der Thür und droht Den zusammenzuhauen, der hereinkommt, da will Niemand mehr beispringen. Nun geht der Professor Osiander vorbei — das Feuer ist schon angeschürt in der Esse —, er ruft ihm, um Gotteswillen zu helfen, der Soldat unter der Thür aber hebt den Säbel auf und will nach ihm hauen, aber er stößt ihn mit einer Kraft zurück, daß er merkt, das sei ein Fester, und den andern reißt er von meinem Vater weg; obwohl sie jetzt nun zu Zwei sind, wär's ihnen doch fast schlecht gegangen! Aber nachher ging der Professor zum General und stellte ihm die Lage meiner Eltern vor, und der Franzos bekommt seine Strafe, mein Vater aber, dem hat 's Unglück 's Glück mitgebracht: der wurde nachher durch den Professor der Hufschmied für den General und seine Offiziere."

„Und gleich neben uns wohnt die arme Liese, sie hatte bloß eine Kuh und mühsam trug sie das Futter zusammen für dieselbe, denn sie leidet am Magenweh, und die Milch der Kuh ist ihre einzige Nahrung; aber sie ist dem reichen Bäcker Nikolaus fünf Gulden schuldig und kann nicht bezahlen, da führt er ihr die Kuh aus dem Stalle! — Nun steht die Liese da und ringt die Hände; es kommt aber des alten Thorwarts Weib und sagt: „Was stehst hin und heulst, lauf' hin zum Professor Osiander, wenn dir Einer hilft, hilft Der."

Sie hat aber den Professor nicht gekannt; unter dem Schmiedthor begegnet ihr ein Mann, den sie von

des Professors Hause hat kommen sehen aber ganz gering angezogen, gar nicht hochgetragen; sie fragt ihn, ob der Professor zu Haus sei?

„Nein, gute Frau“, sagt dieser, „der ist nicht zu Haus; was will Sie denn von ihm?“

„Ach du mein Gott, jetzt ist Alles aus!“ ruft das Weib, denn die Kuh war ihre einzige Nahrung und wollt' so viel heißen, als einem Andern ein Amt oder Haus und Gut nehmen! Der Herr aber geht an ihrer Seite, bis er weiß, was es ist, und dann geht er zum Nikolaus und bürgt für das Weib. Geschenkt hat er ihr das Geld nicht, aber er hat solch' armen bedürftigen Leuten zu einem Verdienst verholfen, und das war noch weit besser, als ein Almosen, von dem sie morgen vielleicht nichts mehr haben, als daß sie sich nach und nach an den Bettel gewöhnen und von dem Bettel zu schlechten Sachen; mit Arbeit und Verdienst ist aber Leib und Seel' gerettet, so dachte der Professor Osiander.“

„Der Thorwarts-Frau hat der Professor Osiander den Sohn vom Militär frei gemacht, denn ihr Mann war krank und sie halb lahm und konnte das Aemtlein nicht besorgen, an dem 's Brod hängt. Der Thorwart wendet sich an den Vogt.

„Man hätte viel zu thun, ein Jedes zu fragen, ob's will oder kann“, war die kurze Antwort des gestrengen Herrn! Nun geht die Frau zum Professor Osiander, und als er sich überzeugt hatte, wie es um

die Leute stand, da hat er nicht nachgelassen, bis geholfen war.“ —

„Und wie er in der Hungersnoth die Armen gespeist und nach der großen Feuersbrunst die Leute in seinem eigenen Haus beherbergt hat! Es wohnt fast in jedem Gäßchen Eines, das etwas vom Professor Osiander erzählen könnte. Und nicht nur für jetzt hat er gesorgt: ich hab's gehört von der Pfarrmagd, deren Herr schnell weggestorben ist, und waren ziemlich Kinder, da hat denn der Professor Osiander der Pfarrfrau den Trost gebracht, daß nun eine Kasse errichtet sei zur Unterstützung für geistliche Wittwen. Die können noch Jahrhunderte daran denken, daß sie diese Unterstützung zumeist dem Professor Osiander aus Tübingen verdanken. — Und man darf nicht nur glauben“, fuhr das Mädchen in ihrem Lobeifer fort, „daß er Alles nur so gekonnt hat, weil er ein hoher und angesehener Herr gewesen, nein, er hat sich's oft müssen sauer werden lassen; aber er hat's den Armen zu lieb gethan — und hält sie alle für seine Brüder und dankt dem Bettler so höflich für seinen Gruß, als dem Reichen, selbst wenn er auch eben erst von einer Reise zurückgekommen ist, wo er mit einem Potentaten gespeist hat!“

„Ja, wenn er nur zurück wäre“, sprach endlich Frau von Erbach, die indessen fast in sich versunken dagesessen und mit gespannter Erwartung zugehört hatte, und wenn es dann allemal am Ende hieß: „und Osian-

der hat doch geholfen", so durchwogte auch ihre Brust eine lebendigere Hoffnung.

„Ja, wenn er nur da wäre", sprach sie wieder, „aber er ist wirklich verreist und zwar in Kriegsaffairen; ich hörte zwar, er solle bald kommen, aber wie Vielem ist er ausgesetzt in so unruhigen Zeiten!"

„Dieß müßt Ihr ja nicht glauben", sprach die Magd, „ihm thut weder Feuer- noch Wassersgefahr etwas, weder Pulver noch Schwert; was erzählen die Leute nicht Alles von seinen Lebensgefahren!, die er glücklich bestanden: in seinem dreizehnten Jahre badete er im Neckar, das Wasser war stark und der Strom trieb ihn tausend Schritte unter dem Wasser fort, aber halbtodt wurde er herausgezogen. Dann fiel er von einer hohen Mauer; auf der Lüneburger Haide wurden die Postpferde scheu und liefen über Stock und Stein; in Heidelberg bei der Musterung der Leibgarde stand er auf dem Schloßplatz an einem Tischchen mit Pulver, ein Funken fällt darein, das Pulver geht los und wirft ihn zehn Schritte auf die Seite, eine Schmarre hat er freilich auf Lebzeiten davongetragen, aber weiter nichts! Wie oft ward er von Dieben angefallen; in Frankreich bei einer Ueberschwemmung rettete ihm ein Bäumlein, an dem er hangen blieb, das Leben, und so war's noch Manches, das ihn bedrohte. Viele sagen, er sei fest und trage was bei sich, daß ihm Nichts schaden könne, aber meine Ahne sagt: ein gutes Herz trägt er bei sich

gegen seine Nebenmenschen und lebt mehr zum Nutzen und Frommen seiner Mitmenschen, und deßhalb ist's auch grad', als ob's ihm Gott verheißen hätte: ich will meinem Engel über dir Befehl thun! Aber deßhalb dürft Ihr auch glauben, liebe Frau, daß er wohlbehalten zurückkommt", tröstete die Magd, „wenn er nur sein bald kommt!"

Aber auch bald sollte er kommen zum Troste der Bekümmerten, denn kaum läßt sie noch einen Tag vorübergehen, als sich Frau von Erbach nochmals in dem stillen Kämmerlein auf die Kniee warf, den Höchsten zu bitten, daß er dem menschlichen Helfer, den sie nun suchen ging, Kraft und Macht verleihen wolle, sie zu retten aus ihren Nöthen, und dann sich aufmachte nach dem Hause Osianders.

„Hier, Madame, müssen Sie mir indeß erlauben", fuhr Herr v. Zetschwiz fort, „aus meiner Rolle als Hofgerichtsrath herauszutreten, und ich möchte Ihnen als sein Nachkomme sagen, daß ich bei jeder Reise nach Tübingen dasselbe nie verlasse, ohne die ehemalige Wohnung Osianders, das jetzige Schlößlein, zu besuchen. Und sieht dasselbe, so wie es jetzt ist, auch weder einem Schlößlein, noch der Wohnung eines so hochgestellten Mannes gleich, so ersetzt die hübsche und herrliche Aussicht über die Tiefe des Ammerthals, über die Stadt und jenseits derselben über die nächsten Berge der Alp zu, besonders zur Zeit, wo sich die Sonne an den Fen-

stern des Schlosses bricht und diese im reinsten und feurigsten Glanze wunderschön vergoldet, jede andere, weniger glänzende Umgebung. Einen kleinen Schwung der Phantasie in die Zeit zurück, wo Georg von Frondsberg von diesem Hügel aus das Schloß beschoß, und dann erst in diejenige, in der der wirklich große Mann hier sein Lieblings- und Ruheplätzchen wählte und von da aus die Minenarbeiter belauschte, welche die Stadtmauern und Basteien in die Luft sprengen sollten, um nachher das Pulver zu ihrer Rettung daraus zu holen, lohnt den Gang in jeder Beziehung; begibt man sich aber in das jetzt von Weingärtnern bewohnte Haus, so findet man auch dort noch an Wänden und Thüren Bruchstücke von Inschriften und Verse, theils frommen, theils heitern Inhalts, mit denen sie Osiander nach der Sitte der damaligen Zeit schmückte, und noch immer grüßt eine freundliche Philosophie an der Stubenthüre:

„Ist's nicht so, lieber Freund, daß oft im kühlen Schatten
Pflegt sich bei kühlem Trunk Lust und Vergnügen gatten?
In unverletzter Ehr', der Tugend schad't nit das,
Wo in erlaubter Freud' man geht die Mittelstraß'."

Doch zurück in mein erborgtes Costüm und zu unserer Erzählung.

Wie Vieles blieb der guten Frau da noch zu erwägen übrig, bis die kurze Strecke Wegs zurückgelegt war? bis wenn er komme? ob er wohl die

Gefahr nicht scheue, sich einzumischen in den Streit? oder, wenn dieß Alles nach Wunsch gegangen, ob es auch zu einem guten Ende führe? — „Gott, du bist in den Schwachen mächtig!" betete sie mit einem tiefen Seufzer und einem Blick auf die nahe Wohnung Osianders. Eine Kutsche hielt an derselben, ein Mann in Reisekleidern sprang heraus, es war — Osiander.

Sie trat ein in das Thor des Gartens, wollte ihm aber erst Zeit zum Umkleiden lassen; Osiander aber hatte sie bemerkt, er kennt die Züge, in denen sich das Unglück auf den Gesichtern malt, und die Furchen, die der Gram zu ziehen nur im Stande ist. Ohne erst zu rasten, eilt er ihr entgegen, und bald hatte sie in treue Freundesbrust gelegt, was sie beschwerte, und dafür die Zusage baldiger Hilfe erhalten!

Osiander veranlaßte beim Herzog eine neue Untersuchung, da wendete sich Alles zu Erbachs Gunsten, bald war er nicht nur frei aus Fesseln und Banden, sondern auch wieder eingesetzt in das ihm ungerechter Weise abgenommene Amt.

Als ob's ein schwerer, böser Traum gewesen, so war das Unglück vorübergegangen, und nur das Gefühl tausendfachen Dankes war zurückgeblieben für den edlen Mann, der des Bedrängten Sache zu der seinigen machte und mit starkem Arm durchgeführt hatte.

So waren nun zwei Jahre vergangen, seit ich meine Bertha kennen gelernt, ich war angestellt von dem Kurfürsten der Pfalz und wollte sie heimführen als meine Gefährtin für's Leben. Obwohl die große Entfernung anfangs den Eltern Sorge machte, so war es Erbach doch erwünscht, sie unter dem Schutz eines Mannes in der Ferne zu wissen, denn der junge Zollern war nichts weniger als ruhig über den Verlauf des Vorangegangenen, und so oft er auf Tübingens Veste weilte, so war auch Angst und Furcht im Hause, man wußte, daß er durch seine Spione Weg und Steg dem armen Kinde verstellte, und immer noch Schlimmeres im Schilde führe.

Auf kommenden Sonntag war die Hochzeit festgesetzt, die Trauung sollte durch Osiander vollzogen werden. Da kam auf einmal die schreckliche Kunde: Melac, der gefürchtete General, der Mordbrenner Melac sei mit seinen Schaaren ins Land gekommen und werde bald in Tübingens Thoren seinen Einzug halten. Da war allenthalben Schrecken, man durfte nur den Namen Melac nennen, denn man wußte, daß er in seinem Gefolge blos Raub und Blutvergießen, Plünderung und Verwüstung führe, flammende Dörfer, niedergebrannte Städte, zerstörte Burgen, geschändete Frauen und Ströme von Blut zeugten — hier war Melac! Sagte man doch nachher, daß er mit seinen Rotten als wilde Jagd durch

die Forsten ziehe und die Luft durchreite mit Gebrülle, gleich dem Toben des Donners, daß ihn seine Gemordeten aus dem Grabe riefen, und der Himmel ihm keinen Frieden gäbe, und er dahinziehen müsse über die Stätten seiner Grausamkeiten. Er schonte weder des Kranken, noch des Greisen, und Besseres erwartete man auch in Tübingen nicht von ihm. Man flüchtete die beste Habe, um sie vor seinen Horden zu sichern, und traute neben der sorgenden Vatergüte des Höchsten — dem Manne aus Tübingens Mitte, der schon einmal ein gleich drohendes Unheil mit Gefahr des eigenen Lebens abgewendet hatte, dem Professor Osiander, dem man dießmal zugleich den Oberbefehl über Schloß und Stadt Tübingen anvertraut hatte.

Er ging den Franzosen bis Lustnau entgegen, um mit ihnen zu unterhandeln, bediente sich aber zugleich einer Kriegslist, ihnen den Ernst zu zeigen, mit dem sie von Tübingens Feste empfangen würden. Während er sich mit ihnen berieth, wurde, wie er es hinterlassen hatte, auf dem oberen Rondell zuerst blind mit einem kleinen Geschütz gefeuert, es schreckte die Feinde nicht, und sie fingen an, näher der Stadt zuzurücken, bis sie auf den „Denzenacker" beim Gutleuthaus gekommen waren.

Da stieg von dem Walle des Schlosses eine Rauchwolke auf, ein Knall erfolgte, und eine Stück-

kugel fuhr in ihre Mitte. Sie riß Osiandern Hut und Perrücke vom Kopf; kaltblütig nahm er sie wieder auf, machte den Feldherrn auf die gute Vertheidigung aufmerksam, die er zu erproben haben würde; dieses und der Muth und die Unerschrockenheit Osianders machte einen solchen Eindruck, daß sie gegen das Versprechen einer Contribution vorüberzogen.

Das Uebel war von der Stadt abgewandt, die Ruhe wieder in die Familien zurückgekehrt, eine weitere Störung lag nun unserer Vermählung nicht im Wege. Gestern noch war der Professor Festungs-Commandant gewesen, heute ertheilte er, auf den besondern Wunsch der Familie, als der würdigste Geistliche einem liebenden Paare die Weihe des ehelichen Bundes. Er wußte Beides so zu vereinen, war ebenso erfahren im Kriegs- und Soldatenwesen, als sein Wirken gut und segensreich war im Dienste des Höchsten.

Diplomat, Offizier und Geistlicher wunderten sich, wenn auch nur scherzweise, hier der König von Schweden des Prälaten in Stiefel und Sporen; so konnten sich die Franzosen verwundern, wie er als Kriegsrath die Arbeiten beim Abbruch der Stadtmauern einstellte, und doch sie zufrieden machte, als ob es geschehen, oder wie er muthig und beherzt es allein auf sich nahm, aus den Minen bei Nacht das Pulver zu holen, das, wie General Peysonell es wünschte, die

Basteien des Schlosses und die Mauern der Stadt in die Luft sprengen sollte!

Die Ceremonien der Trauung waren vorüber, mit dem Segen der Eltern reisten wir ab an den Ort meiner Bestimmung. Ich will nicht versuchen, mein Glück zu beschreiben an der Seite des holden und lieblichen Weibes. Es war, als flögen sie davon die Tage unserer Ehe, ein unumwölkter Himmel wölbte sich über uns, die ganze Welt schien uns zu lächeln, und täglich sproßten neue Blumen der Freude um uns her, und als unser Bund noch mit einem Sprößling gesegnet ward, da strahlte eine schönere Sonne noch über mir, und mein Haus ward zum Eden und die Meinen zu Engeln, die es bevölkerten.

Aber plötzlich erhob sich eine schwarze Wolke vor der leuchtenden Sonne meines Glücks, ein Gewitter, schwarz und drohend, zog an meinem Himmel herauf, Blitze und Donner durchzuckten ihn und zernichteten, was mir das Liebste und Theuerste war!

Wir besuchten eines Tages einen nahe gelegenen Vergnügungsort, als auf einmal meine Bertha mir gleich einem zitternden Espenlaub am Arme hing und mit den Augen nach einer Allee hinwies, wo eine Anzahl junger Ritter sich lebhaft unterhielt; ich sah hin und erkannte alsbald Den darunter, den wir zu fürchten hatten, es war der Fürst Zollern; keck und und trotzig blickte er mir ins Auge, mit spöttischen

Geberden nach meinem Weibe. Wir entfernten uns, aber Bertha wagte sich von nun an nicht mehr ohne Geleite aus unserer Wohnnng. Allein es verging ruhig Woche um Woche; Fürst Zollern war vergessen und mit ihm die Gefahren, als eines Abends ein Bote zu mir in das Zimmer trat: ich möchte ihm folgen, ein Freund von mir liege krank in einer Herberge am äußersten Ende der Stadt und wünsche vor seinem Ende mich nochmals zu sprechen. Ich möchte nicht säumen, es scheine dieß Ende wahr zu sein, und der Kranke habe mir eine Mittheilung zu machen, die er nicht gern mit in das Jenseits nehme.

Bertha bebte und bat, nicht zu gehen, Angstschweiß stand ihr auf der Stirne, und doch war kein Grund vorhanden, sich zu fürchten. Ich suchte sie zu beruhigen, konnte aber doch nicht umhin, des Sterbenden Wunsch zu erfüllen, zumal derselbe, wenn mich der etwas unklar benannte Namen recht berichtete, ein geliebter Studiengenosse war. Mit dem Trost, so schnell als möglich wieder zu kommen, eilte ich von dannen.

Wir durchliefen mehrere Straßen, der Bote wußte nicht mehr wohin: er sei erst diesen Abend im Wirthshause angekommen, habe sich weder Namen noch Straße recht gemerkt, und endlich floh er in eine dunkle Seitengasse, mich der Ungewißheit überlassend. Nun merkte ich wohl, daß es auf eine Niederträchtigkeit abgeehen war, aber in dem Augenblick, da ich den Degen

zog, um den Kerl zu verfolgen, fiel mir auch Bertha ein und die Nähe — Fürst Zollerns!

So schnell mich meine Füße tragen konnten, eilte ich zurück. Noch hatte ich nicht mein Haus erreicht, als ich vor demselben ein Gedränge, Fluchen und Toben und mitunter das Stöhnen einer unterdrückten Frauenstimme zu bemerken glaubte. Ich eilte, ich rief, ich drohte, vergebens! Noch war ich zu weit entfernt, als eine Kutsche von dannen fuhr, und die Andern, die sie umgaben, nach allen Seiten zerstoben. Sollte ich dem Wagen folgen? erst mußte ich mir die fürchterliche Gewißheit verschaffen, ob mich meine Ahnungen nicht betrogen. Ich eilte die Treppe hinauf, ich pochte von Thüre zu Thüre, nirgends eine Antwort, überall Grabesstille und — verschlossene Eingänge!

Länger duldete ich es nicht mehr, mit starkem Tritte stieß ich die Thüre ein, die zu Bertha's Zimmer führte; es war leer, umgeworfene Stühle und zerstreute Kleidungsstücke zeugten, daß hier Gewalt geschehen, und so durchsuchte ich Zimmer um Zimmer, bis ich endlich in dem letzten die Magd geknebelt und mit verstopftem Munde fand, mein Kind lag wie leblos, blutend und röchelnd auf dem Boden!

Es dauerte lange, bis die Magd endlich ihren traurigen Bericht beginnen konnte: Ich war kaum entfernt, als schwere Tritte auf der Treppe von der Ankunft mehrerer Personen zeugten, Bertha

habe das Kind auf den Arm genommen und die Thüren verriegelt, man habe gepocht, erst leise, dann ungeduldiger, und endlich die Thüren aus den Angeln gehoben. Sie Beide seien geflohen bis in das Kämmerlein, in dem ich sie gefunden. Unter Zittern und Beben hätten sie gehört, wie sie Alles durchstöberten; Bertha harrte voll Sehnsucht meiner Zurückkunft, aber endlich sei ihr Aufenthalt entdeckt, die letzte Thüre eingetreten worden; mit roher Hand rissen die Vermummten meinem Weibe das Kind aus den Armen und schleuderten es zu Boden, Bertha aber verstopften sie ebenfalls den Mund, eine Ohnmacht machte sie vollends wehrlos, so trugen sie die Gute fort, und weiter hörte sie nichts mehr als die rollenden Räder der Kutsche!

Da stand ich, das blutende Kind auf dem Arm, man rief den Arzt, machte Anzeige bei den Gerichten, um die Entführer zu verfolgen: der Vorsprung war zu groß und ihre Spur alsbald verloren!

Alle und jegliche Mühe war nutzlos, den Aufenthalt meiner Bertha zu entdecken, hatte man je einen Fingerzeig, wohin sich die Entführer gewendet, so machten ihn die fortdauernden Truppenmärsche und Kriegsunruhen wieder zu nichte, und obwohl ich nicht zweifeln konnte, daß nur Fürst Zollern es gewesen — ich hatte weder Zeugen noch Beweise, und ohne diese konnte ich dem Mächtigen nicht zu Leibe!

Wie marterten mich die jammervollsten Zweifel über das Schicksal der Verlorenen; sie sollten bald auf eine schmerzliche Weise gelöst werden! — Ich saß an dem Bette meiner kleinen Clara, sie war gerettet worden, aber eine tiefe Narbe blieb von der Wunde zurück, die ihr einer der Vermummten beigebracht. Ruhig, engelsmild lag die Kleine vor mir, die Händchen gefaltet, Mama hatte sie beten gelehrt; es war der herbste Schmerz meiner Seele, wenn das Kind zu Bette gebracht war: ehe es das Köpfchen zur Seite legte, setzte es sich auf, und „Mama, beten" war die allabendliche Bitte der Kleinen.

So saß ich und weinte meine stillen Thränen, als ich draußen Tritte und endlich eine Frauenstimme hörte, die nach mir fragte. Ich gehe rasch zur Thüre, eine Frau in Reisekleidern steht vor mir: sichere Nachrichten von meiner Bertha, aber keine guten, bringe sie, ich möchte mich erst fassen, sie anzuhören. Ich zitterte an allen Gliedern, immer, noch immer war die Hoffnung meine Trösterin gewesen, sie wieder zu finden; das deutete nur auf Schlimmes, und ich erwartete nicht mit Unrecht das Allerschlimmste.

Als ich nun endlich so weit gefaßt war, sie zu hören, hieß ich sie beginnen. — Sie war die Tochter eines Försters, die eine einsame Försterwohnung tief im Odenwald bewohnte. Eines Abends fährt ein Wagen an, ein Herr und eine Dame steigen aus,

zwei Bediente bleiben bei der Kutsche, der Herr führte die Dame zu uns in das Wohnzimmer und begehrte für sie ein Zimmer des unweit davon liegenden Jagdschlößchens, zu dem mein Vater den Schlüssel hatte, und zeigte dazu den Befehl eines Vorgesetzten meines Vaters; kurz, er ertheilte noch seine Wünsche in Betreff der Dame, nach einigen Tagen werde er wieder kommen, um sie abzuholen!

Kaum war die Kutsche entfernt, als uns die überaus bleiche und betrübte Dame mittheilte, sie sei ihrem Gatten und Kinde entführt, auf ein Schloß in der Nähe ihrer Heimath gebracht, und dort etwa 14 Tage in fester Verwahrung gehalten worden, da sie indeß Alles versucht, den Ihrigen Nachricht von sich zu geben, ihr Entführer überhaupt bemerkt habe, daß man ihm auf der Spur sei, so sei sie bei Nacht aus dem Schlaf geweckt worden, nicht schnell genug ihren Peinigern konnte sie sich ankleiden, sie wurde die Treppe hinabgetragen, da sie sich weigerte zu gehen, in eine Chaise gehoben, und fort ging's bei Nacht und Nebel durch einsame Wege in eine wildfremde Gegend. Abermals kam sie in ein Schloß, ihr Entführer war stets um sie und peinigte die Arme durch seine Gegenwart; allein auch dießmal dauerte ihr Aufenthalt nicht lange. Ohne daß sie nur erfahren, wo sie gewesen war, wurden ihr eines Tages die Augen verbunden, und eben so geheimnißvoll

wurde sie weitergeführt, mit gezücktem Dolche saß ihr Entführer neben ihr: sobald sie rufe, ihr den Tod zu geben, denn dießmal hatten sie die Landstraße zu befahren. Nach einem ermüdenden Tage und einer ruhelosen Nacht wurde sie zu uns gebracht, aber mit einem fürchterlichen Eide hatte sie geloben müssen, den Namen ihres Entführers nicht zu nennen.

Es hätte einen Stein erbarmen mögen, wie die arme Dame wimmerte und weinte; ihr Begleiter mochte wohl so was geahnt haben, mochte fürchten, daß das Mitleid uns bewegen könnte, ihr zur Flucht zu verhelfen, denn nach kurzer Zeit kam einer der Bedienten zurück, um bei uns zu bleiben und Wache zu halten.

Acht Tage waren so vergangen, und der Bösewicht war immer noch nicht wieder gekommen, sie abzuholen. Unsere gesammte Theilnahme that dem verwundeten Herzen wohl; ich übernahm ihre Bedienung und suchte ihr in Allem das harte Loos zu erleichtern; gerne hätten ich und die Meinen mehr gethan, aber ihr Wärter war schlau genug, keines von uns von der Stelle zu lassen. Nach etwa zwölf Tagen kam die Kutsche wieder angefahren; ihr Entführer sprang aus derselben, er tobte und verfluchte die Stunde, in der er sie geraubt, da er nun nicht wisse, wo er sie am sichersten verwahren könne, und

doch könne er sie nicht in die Heimath zurückführen, wenn er nicht für immer dadurch gebrandmarkt werden wolle! Er wolle ihr nun ein Asyl anweisen, wo sie von ihm und den Ihren auf ewig befreit sein solle. Sie stürzte sich vor ihm auf die Kniee, sie wolle ihm nochmals bei allen Heiligen geloben, ihn auch in der Heimath nicht zu verrathen, nur solle er sie um der Barmherzigkeit Gottes willen zu dem Gatten zurückführen. Schon scheint das Bessere in ihm zu siegen, sie hofft, wir Alle hoffen mit ihr, mein Vater bittet, die Mutter stimmt mit ein, wir werfen uns ihm ebenfalls zu Füßen, da springt einer der vermummten Bedienten in's Zimmer und murmelt ihm etwas in die Ohren, rasch wird das Zimmer verschlossen, er selbst geht mit uns in die Wohnstube, und bald darauf zieht ein Trupp hessischer Reiter vorüber.

Kaum sind sie verschwunden hinter den hohen Bäumen des Waldes, als auch schleunige Anstalt zur Weiterreise getroffen wird. Hier lassen wollte er seine Gefangene nicht, sie möge sich indeß nur geduldig fügen, er wolle ihr nicht alle Hoffnung benehmen, zu den Ihren wieder zu kommen. Und da ihn doch ihre Thränen in etwas erweicht hatten, auch ihre körperliche Schwäche beständige Hilfe erheischte, so bat er meinen Vater, mich ihr mitzugeben. Lange zauderte ich zu gehen, ich fürchtete den Tyran-

nen, und anderntheils dauerte mich die arme Dame so sehr, sie bat auch so beweglich, daß ich mein Bündelein packte und mit in die Kutsche stieg.

Wir waren so einige Stunden gefahren, als wir in kleiner Entfernung einen Offizier reiten sahen; der Herr befiehlt der Dame, sich tiefer in ihr Halstuch zu hüllen, er selbst zieht ebenfalls den Kragen des Rockes herauf, um sein Gesicht nicht zu zeigen, denn er mußte den Offizier erkannt haben, und je näher wir demselben kamen, desto unbehaglicher schien es ihm zu sein, aber auch die Dame sah immer schärfer und schärfer nach dem Reiter hin, obwohl ihr Begleiter wiederholt gebietet, sich zurückzubeugen. Zuletzt zieht er wieder den Dolch und droht ihr mit dem Tode, sobald sie den Versuch mache, den Offizier anzurufen, dem Kutscher aber befiehlt er zu fahren, was die Pferde zu laufen vermöchten. Wir waren indeß bald in der Nähe des Offiziers, die Dame hat in ihm einen Landsmann, einen Hausfreund ihrer Eltern erkannt; da war der Weg ihrer Rettung zu nahe, als daß sie es über sich gewinnen konnte, ihn nicht zu versuchen. Sie ruft dem Reiter, „schweig' oder ich stoße dich nieder", herrscht ihr der Herr zu, sie dachte wohl nicht, daß er seine Drohung erfülle, und noch einmal, sie biegt vor, er sucht sie zurückzudrängen, da scheint auch der Offizier sie erkannt zu haben und zugleich zu erkennen, daß hier Gewalt

geschehe. Er spornt das Pferd, an den Schlag der Kutsche zu gelangen. — Doch in dem Augenblick rief der Mörder: „Verrathen sollst du mich wenigstens nicht", und stieß ihr den Dolch in's Herz!

Eine kleine Strecke noch, der Offizier hatte sich gewendet, Hülfe zu rufen, die Kutsche einen kleinen Vorsprung erreicht, da wurde gehalten, ich selbst mehr todt als lebendig herausgehoben, die Dame nur noch röchelnd ebenfalls auf den Boden gelegt und fort ging's wie geflogen. Ich suchte der armen Verwundeten Hilfe zu leisten, nur noch schwaches Leben zeigte sich in ihr, da richtete sie den Kopf noch einmal empor, „Udo", rief sie, „Udo, ich soll dich nimmer wiedersehen, Klara, mein Kind, mein Kind", und ihre Seele war entflohen, ehe noch der Offizier herbeigesprengt kam. Er hatte sie alsbald erkannt als Eure Gemahlin und als ich ihm erzählt, so viel ich wußte, da rannen ihm die Thränen tropfenweise über die Wangen.

Er ließ sie nun zurücktragen in die nahe Stadt und da mit den Ehren ihres Standes beeerdigen, mich aber sendet er, da er selbst nicht abkommen konnte, Euch das traurige Ende der edlen Verblichenen zu berichten."

Ich wußte nicht, war ich todt oder lebend, als sie aufgehört hatte zu erzählen, meine Glieder waren sämmtlich wie vom Schlag gelähmt, ich hatte nicht

einmal so viel Kraft, mich zu erheben, und mußte zu Bett getragen werden. Ach, ich hätte so sehnlich gewünscht, niemals wieder aufzustehen, sterben war mein einziger Wunsch; aber der Tod ging vorüber, mein Herz wollte er nicht brechen. Mein Körper gesundete, meine Seele aber war im Grabe, wohin meine Sonne untergegangen war! Für das Leben hatte ich den Sinn verloren und auch für die Lebenden! In meinem Hause fand ich keine Ruhe mehr, aber auch keinen Trost außer demselben, und lebte ein Scheinleben, in seiner Schauerlichkeit ähnlich dem Scheintode.

So war bald ein Jahr vergangen, seit die Blume meines Lebens geknickt war, und noch waren meine Augen dunkel, noch keinen Sonnenblick hatten sie aufgefangen und mir in's Herz getragen, unbemerkt glitten die Tage an mir vorüber, dumpf lag der Schmerz über mir; der einzige Reiz, der noch mein Leben erhielt, es war mein Kind, meine Klara, der Mutter Ebenbild in allen Zügen.

Unfähig, weiter in meinem Amte zu wirken, hatte ich dasselbe längst niedergelegt, und die Eltern meiner Bertha wünschten nun, ich möchte nach Tübingen übersiedeln, um sie zu sein und auch den Enkel in ihrer Mitte zu haben, und so schmerzlich mir anfangs der Gedanke schien, da zu weilen, wo mein Glück angefangen, das doch so frühe geendet, so fand

ich doch bald selbst, daß dieß das Beste wäre. Ich willfahrte dem Wunsche meiner Angehörigen. Hier war der in Würden mehr und mehr gestiegene Professor Osiander eine göttliche Quelle meines Trostes, der linderndes Oel in die Wunden goß, die mir das Schicksal geschlagen. Ihm hatte ich es am meisten zu danken, daß ich nicht unterging in meinem Jammer. Aber auch seine helfende Hand sollte ich noch einmal im Leben erproben.

Klara war emporgeblüht zu einer schönen Jungfrau, als die Hofhaltung des Herzogs und sein unsauberer Haushalt mit der Gräfin von Würben in Tübingen aufgeschlagen wurde. Letztere wollte nun auch Hoffräulein um sich haben und wählte aus der Stadt die schönsten Jungfrauen, und besonders hatte sie es auf die Töchter der Beamten abgesehen. Da kam in manches Haus das Leid wieder zu Hauf; man wußte wohl, wie jungen Gemüthern das Unheil drohte durch den Umgang mit einer Gräfin von Würben, aber man wußte auch, daß sie bei dem sonst guten Herzog Alles galt, daß sie die Macht hatte, ein- und abzusetzen, wenn ihr beliebte! — Da standen die Beamten in Rathlosigkeit, keiner hatte den Muth, Gegenrede zu thun. Hatte sich aber vordem die Stadt gemeinsam an den nunmehrigen Prälaten Osiander gewendet, um nicht weniger als dreimal die gefahrdrohenden Franzosen abzuwenden und die

höchsten Potentaten um ihre wichtigsten Angelegenheiten zu bereinigen (denn wo könnte sich ein Anderer rühmen, mit nicht weniger als zweiundzwanzig gekrönten Häuptern gesprochen zu haben, darunter den deutschen Kaiser, die Könige von Frankreich, England, Sardinien, Schweden, Polen, Dänemark und Preußen?), so wendete man sich auch in inneren Familienangelegenheiten an ihn, denn daß er nirgends den Schmeichler mache und auch vor den mächtigsten Personen sich nicht scheue, das Rechte zu wollen, hatte er der Gräfin schon einmal bewiesen, als sie von dem Consistorium verlangte, man solle sie wie andere Personen der fürstlichen Familie in das Kirchengebet einschließen, und Osiander ihr offen erklärt hatte: das geschehe so oft man in der Kirche sei, es werde bei jedem Kirchenschluß das Vaterunser gebetet und darin stehe — die siebente Bitte!

Man berieth sich mit ihm, und er war sogleich bereit, die Sache dem Herzog vorzutragen, und dieser verweigerte der Gräfin selbst den Wunsch nach Hoffräulein. Es waren zwölf an der Zahl gewesen, die sie sich zum abwechslungsweisen Dienst erlesen hatte; diese zwölf Jungfrauen, die er aus bösem Bann erlöste, sie waren fortan seine Lieblinge und nannten sich öfters scherzend seine Hoffräulein.

So war er es denn wieder gewesen, der sich

um eine Anzahl seiner Mitbürger verdient machte. Sie haben ihm unten kein Denkmal errichtet, obwohl er in so vielen Herzen sich einen Altar erbaut, auf dem die Opferflamme des Dankes glühte. Aber schöner als die schönste Ehrensäule von Menschenhänden wurde ihm droben ein Diadem von der Hand des Höchsten.

Doch auch noch auf Erden zeugt ein Denkmal von seinem Werthe. Laßt uns eintreten in die offene Kirche, es hat 11 Uhr geschlagen von den Thürmen der Stadt; in der scheidenden Stunde des alten Jahres ist jedem Sonntagskinde vergönnt, den Taufstein der Kirche in herrlicher Zierde erglänzen zu sehen.

Zwei Genien schweben über demselben, eine Krone haltend, werth, das Haupt eines Gesalbten zu bedecken, und darüber stehen die Worte: „Dem Würdigsten, der hier die Weihe des Geistes empfing!“

Und auf der stillen Ruhestätte der Sterblichen, da findet ihr sie wieder und wieder die Krone, und herrlicher noch und strahlender, geziert mit Juwelen, und eine Fahne halten sie darüber, und auf der steht geschrieben: „Dem Größten und Ruhmreichsten, der hier die Ruhe findet!“

Und sie treten ein in das offene Portal, und die Kirche war erleuchtet, als ob eben erst der letzte Gottesdienst gehalten werde, der dem scheidenden

Jahre ein „Fahre wohl!“ und Gott den Dank für das scheidende Jahr gebracht. Und der Taufstein glänzte als der schönste Smaragd, und darüber die Krone und — ob noch kein Würdiger seitdem die Weihe des Geistes erhalten? also fragten sich die Nahenden, aber hell und strahlend reihte sich an die Krone der Name: „Johannes Osiander!“

Sie zogen sich zurück aus den heiligen Räumen, und schwebend, als ob sie die Fittiche des Windes dahin trugen, durchzogen sie die Straßen; sie traten ein durch ein Thor und sahen die frischen Hügel der Entschlafenen, und der Mond schwebte darüber hin mild und freundlich und die Sterne strahlten wie Edelsteine und im silbernen Glanze leuchtete der Acker, auf dem in Schwachheit gesäet wird, was in Herrlichkeit soll auferstehen, und gleich der Stimme eines Geistes säuselte es ihnen entgegen: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!“

Aber die Krone fanden sie nicht, die ihnen zeigen sollte, wo der Größte und der Erhabenste unter der Erde ruht! Da zogen sie weiter und kamen wieder auf ein Feld des Todes; es waren keine Hügel mehr, es waren nur Monumente, die da zeugten von Denen, die längst begraben liegen; aber von Ferne sehen sie zwei Genien, und sie hielten eine Krone, strahlender und glänzender, als sie sie vordem gesehen, und eine Fahne flatterte darüber und

darauf stand geschrieben: „Dem Größten und Ruhmreichsten, der hier unten ruht!“ und ein goldener Kranz wand sich um die Krone und aus seinen Blättern ward ein Name, der Name aber in dem goldenen Kranze lautete:

Johannes Osiander.

Amerikanische

Criminal-Mysterien,

oder

das Leben der Verbrecher in New-York.

Von

Rudolph Lerow.

2 Bände. Thlr. 1. 12 sgr. oder fl. 2. 24 kr.

Unter der Presse befindet sich und erscheint demnächst:

Geschichte der Liebe,

oder

Versuch einer Philosophie der Geschichte

für

Damen.

Eine Festgabe an die Schönen

von

Friedrich von Sontheim.

Miniatur-Ausgabe.
